8. HEFT. 18. FEBRUAR. 1909

Nach dem Königsbesuch.

Von

* * *

Die leichten, lustigen Papierschlangen rascheln nicht mehr von Stange zu Stange. Ohne bunten Putz stehen die Linden wieder im nüchternen Berliner Winterlicht da. Kein falscher Überschwang ist nach diesen wohltemperierten Festtagen zurückgeblieben und auch kein Katzenjammer.

Man kann mit ihnen zufrieden sein. Sie beweisen, daß wir aus Fehlern gelernt haben. Diesmal gings ohne faustdicke Schmeicheleien ab, die den Gast beleidigen und den Wirt nicht ehren, ohne phantastische Redeblumen, die so oft den Frost höflich abwehrender Antworten zu erleiden hatten. Will man den Fortschritt politischen Geschmacks ermessen, so vergleiche man die üppigen Zarentoaste in Breslau und auf der Danziger Reede mit dem vorsichtig redigierten Trinkspruch, der bei der Galatafel im Königlichen Schlosse zu Berlin am 9. Februar ausgebracht wurde. Er war der zu erwartenden Erwiderung knapp angepaßt.

Den Ton gemessener Freundlichkeit hatte schon Tags zuvor die Norddeutsche Allgemeine angeschlagen, als sie von den Bemühungen sprach, „einer Entfremdung zwischen den beiden Reichen entgegenzuwirken und die deutsch-englischen Beziehungen in sichere Bahnen zu lenken". Man werde sich überzeugen, „daß aus dem persönlichen Verhältnis der Monarchen diesen Bestrebungen keine Schwierigkeit erwächst. Freilich wird es noch unverdrossener Aufklärungsarbeit bedürfen, um das Ziel zu erreichen, das in der Sicherung einer auf gegenseitige Wertschätzung begründeten Freundschaft zwischen den beiden großen Kulturvölkern vorgezeichnet ist".

So verschachtelt und abwartend war der amtliche Gruß. Er beweist, daß man noch nicht recht wußte, wessen man sich von Seiten Eduards, der seine Karten nie zu früh zeigt, zu versehen habe. Und es ist drum nicht gleichgültig, daß die offizielle und offiziöse Sprache während der dreitägigen Anwesenheit des Königpaares, nach der langen Unterredung des Reichskanzlers mit dem Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge und nach der Besprechung Dernburgs mit dem Staatssekretär für die Kolonien, Earl of Crewe, wärmer und wärmer wurde.

Freilich die offiziösen Redensarten von dem „Austausch befriedigender Eindrücke" etc. etc. würden an sich wenig bedeuten. Die haben wir auch nach Wilhelmshöhe und nach Cronberg über uns ergehen lassen, ohne daß diesem Wind freundlicheres Wetter gefolgt wäre. Es müßte schon schlimm stehen, könnte man selbst auf dieser abgegriffenen Phrasenklaviatur nicht mehr klimpern.

Aber es sprechen auch zuverlässigere Zeichen mit. Gerade durch die Schmucklosigkeit der Worte haben auch die Freundschafts- und Friedensversicherungen der Trinksprüche an Nachdruck gewonnen. Das haben alle gefühlt. „Unser Kommen beabsichtigt nicht allein die engen Bande der Verwandtschaft zwischen unseren Häusern wiederholt in Erinnerung zu bringen, sondern erzielt auch die Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern und dadurch die Erhaltung des allgemeinen Friedens, auf welchen mein ganzes Streben gerichtet ist." So sprach König Eduard nicht nur beim Festmahl im Bann höfischen Herkommens. Er, der frei von „Impulsivität" ist und jedes Wort sorgsam abwägt, hat denselben Gedanken beim Empfang der englichen Kolonie und im Berliner Rathaus mit erhobener Stimme wiederholt: „Es ist mein Wunsch, daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern immer auf bestem Fuße sind" (oder, wie es der amtliche Merker nachträglich korrigiert hat: „daß die Beziehungen der beiden Völker stets die besten seien.")

Im Berliner Stadthaus hat gleich nach dem ernsten November-Umschwung Wilhelm II. den Text der Gedenkrede auf den Freiherrn vom Stein aus der Hand seines Ministerpräsidenten entgegengenommen. Jetzt hat die Bürgerschaft Berlins — ja, auch sie muß nun langsam umlernen — dort zum ersten Male einen fremden Fürsten als Gast begrüßt. In aller Würde, wenn man einige nicht ganz rückgratfeste Worte überhören will, mit Geschmack, trotzdem sie den alten Herrn dort mit Liedern überschüttet haben und bei dieser frohen Feier auch ein weinerliches Grablied anstimmen ließen. König Eduard hat vor seiner Abreise offenbar noch schnell ein Privatissimum über Berliner Bräuche gehört. Denn auch im Bürgerschloß erschien er in der Verkleidung eines preußischen Generals, die er elegant-behäbig und ohne eine Spur militärischer Schneidigkeit trägt; und doch hätte man ihn gerade hier gerne in klassischem Zivilrock bewundert.

Immerhin kamen ihm die Berliner hier am nächsten. In manchem Augenblick ist es schwer, den Sohn Alberts von Sachsen-Coburg-Gotha, der — mit leichter thüringischer Färbung — ein so natürlich sprudelndes Deutsch spricht, und seine

Gemahlin, die Tochter des Herzogs Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glückstadt, die Enkelin des Landgrafen Wilhelm von Hessen - Kassel, als ein nichtdeutsches Fürstenpaar anzusprechen. Da konnte man nun den furchtbaren Mann, mit dem man seit Jahren die deutschen Kinder schreckt wie einst im 30jährigen Krieg mit dem schwarzen Grafen Axel Oxenstjerna, immerzu heiter lächeln sehen und all in seiner freundlichen Onkelhaftigkeit beobachten.

Ihn, den weltklugen Gentleman, der vielen zum mythischen Popanz geworden ist, weil es ihre Gedankenträgheit bequemer findet, auf dem Brett oberflächlicher Zeitbetrachtung mit ein paar leicht erkennbaren Schachfiguren zu spielen, die man in einen spannenden Wettkampf verstricken kann, anstatt den tieferen wirtschaftlichen und völkerpsychologischen Gesetzen nachzuspüren. Nun hatten wir ihn immerzu vor Augen, den Achtundsechzigjährigen, der trotz einer Erkältung alle Strapazen rüstig aushielt, um dessen Gesundheit man bei Hofe aber ängstlich besorgt war und den man so wenig als möglich dem rauhen Ostwind aussetzen wollte.

Vielleicht fördert diese menschliche Berührung mit dem ergreisenden König die Erkenntnis, daß ein Einzelner nur dann fruchtbar wirken und die Schicksale seines Volkes mächtig leiten kann, wenn er sich mit klarer Erkenntnis zum Werkzeug gesunder Kräfte, zum Vollstrecker geschichtlicher Notwendigkeiten macht. Der Augenblick des Einlenkens war da, als wir uns mit Frankreich über Marokko zu verständigen begannen; dadurch schien eine ganze Reihe möglicher Verwicklungen ausgeschaltet zu sein, in die auch England kraft der von ihm treulich erfüllten entente cordiale hineingezogen worden wäre. Vielleicht hat die englische Politik in letzter Zeit auch zu fühlen bekommen, wie unbequem und unbehaglich zuweilen die Rolle eines Allerwelt-Onkels ist. Und darum konnte König Eduard, der solange keine Sehnsucht nach Berlin verspürt hatte, zu uns gerade jetzt mit Friedensworten auf den Lippen kommen. Ob er uns dauernden Frieden verkünden kann, das zu bestimmen ist nicht in seiner Macht.

Das Entscheidende ist, daß die öffentliche Meinung in England sich auf der ganzen Linie jetzt freundlicher vernehmen läßt. So sanfte Worte sind schon seit langem nicht zu uns herübergedrungen. Selbst die „Times“ und die „Daily Mail“ fehlen in dem Chor der Versöhnten nicht. Schon sprechen manche von einer neuen Ära in den deutsch-englischen Beziehungen und von der Möglichkeit einer Entente. Fast allen aber steckt die Invasionsangst noch in den Gliedern. Das englische Kabinett berät gerade jetzt, ob es dem Antrag zustimmen solle, der den Bau von sechs neuen Dreadnoughts zu je 40 Millionen Mark fordert, und die „Westminster-Gazette“, die dem Premierminister und Sir Edward Grey am nächsten steht, schreibt: „Der Wettbewerb zur See, der hauptsächlich durch die Marokko-Streitigkeiten veranlaßt war, bleibt auch, wenn sie beseitigt sind, und wir fürchten, er wird noch einige Jahre nicht einzuschränken sein. Erst nach drei Jahren, wenn die Verstärkungen der englischen Flotte vollendet sind, würde man eine maritime und eine politische Detente erreichen können.“

Man kann sich also der Besserung zwar freuen, zu überschwänglichen Erwartungen, zu unbedingter Vertrauensseligkeit aber ist kein Grund gegeben.

1877 — seither sind 32 Friedensjahre vergangen — sagte Hellmuth von Moltke: „Ich teile die Hoffnung und den Wunsch nach dauerndem Frieden, aber die ausgesprochene Zuversicht teile ich nicht.“ So geht es den meisten auch heute.

Honoré de Balzac.*)

Von

Hermann Bang.

Es gab eine Zeit, wo man den Dichter den Herold der Götter nannte, wo seine Seele ein Saitenspiel war, in das die Götter griffen, und seine Lippen ein singender Mund, durch den sie sprachen. Die hingerissenen Völker hörten Gottes Stimme hinter den Worten ihrer Sänger. Diese Zeit ist vorbei. Die Götter sind tot, und die Menschen der Gegenwart suchen in den Werken ihrer Dichter nicht mehr einen Gott, sie wünschen nur einen Menschen zu finden. Für uns ist der heilige Taumel eine Mythe, er ist verschwunden, zugleich mit Pythias Priesterinnen; und was für uns einen Dichter zum Dichter macht, ist nicht, daß er mehr Gott ist als wir anderen, sondern nur, daß er mehr — Mensch ist.

Eigentlich durchleben ja alle nahezu dasselbe. In den großen Hauptzügen sind es dieselben Leiden, die wir alle tragen, dieselben Freuden, die wir genießen, dieselben Gefühle, die uns bewegen; die Mißgunst ist dieselbe, der Ehrgeiz, die Habsucht, die Begierde und die Liebe. Es ist in unserer Seele eine eisenharte und unveränderliche Schicht von großen und ursprünglichen Gefühlen, und diese Grundschicht ist allen Zeiten und allen Völkern gemeinsam. Das Leben, das auf diesen Gefühlen basiert, wird von allen durchlebt. Dann gibt es andere, weniger ursprüngliche und weniger tiefliegende Bewegungen, die den wechselnden Zeiten angehören, und die sich bei verschiedenen Gesellschaftsschichten verändern können, aber die doch immerhin gewissen Klassen und bestimmten Perioden, wo alle von denselben Bewegungen bestimmt werden, gemeinsam sind. Das Leben, das aus diesen weniger tiefliegenden Gefühlen entspringt, wird auch für alle Zeitgenossen auf derselben Gesellschaftsstufe ungefähr dasselbe sein.

Auch der Dichter lebt von und in denselben Gefühlen wie wir. Aber die Sache ist die, daß er empfänglicher ist, seine Nerven sind feiner, seine Natur ist sensibler, sein Wesen ist stärker elektrisch als unseres. Darum durchlebt er — und gerade

---

*) Aus Anlaß der schönen deutschen Gesamtausgabe der Romane des Meisters im Leipziger Insel-Verlag.

das ist es, was ihn zum Dichter macht — viel mehr als wir. Außerdem sieht er mehr. Dieselben Menschen umgeben ihn und uns, wir können beide dieselben Phänomene beobachten und Studien an demselben Material machen, aber wir sind alle mehr oder weniger blind, der Dichter ist sehend. Ferner haben wir ein schwächeres Gedächtnis, und wir vergessen, was wir durchlebt und gesehen haben, er gedenkt und erinnert sich. Es geht im Leben, wo wir uns doch alle bewegen, leiden und kämpfen, wie in den Träumen: Wir träumen alle, aber die meisten vergessen, wenn sie aufwachen, alles, was sie eben erst geträumt haben. In gleicher Weise können wir gewöhnliche Menschen, wenn die seelische Bewegung vorüber ist, uns nicht vergegenwärtigen, was wir selbst durchgemacht haben. Aber die Dichter können es.

Was den Dichter macht, ist also schärfere Beachtung, stärkere Erinnerung und vor allem ein reicheres Erleben. Und er erlebt mehr, weil er empfänglicher ist. Die Empfänglichkeit ist die schaffende Kraft des Dichters, man könnte sich versucht fühlen, zu sagen, sein notwendiges Übel; denn seiner nervösen Empfänglichkeit ist es zuzuschreiben, wenn man so oft fragen muß, ob das Talent denn wirklich eine Krankheit sei und das Genie ein Wahnsinn.

In unseren zerquälten Dezennien sind selbst die Alltagsmenschen mehr als nervös genug. Es siedet und kocht in dem gemarterten Hirn der Gesellschaft wie in einem brodelnden Krater. Nicht die Gelehrsamkeit quält, sondern gerade das halb angeeignete Halbwissen. Die Luft ist schwer von unverdauten Ideen, die die Diskusion verbreitet, die die Zeitungen während der Zirkulation in der Eile verzerren, und die in unser armes Hirn hineingestopft werden, dessen Inventar ohnehin schon zu bunt und verschiedenartig ist. Jeder Tag bringt neue Projekte, neue Gedanken, die der Telegraph rings um die Welt verbreitet und die wir doch wenigstens in der kondensierten Form der Depesche kennen lernen müssen. Es wimmelt von populärer Wissenschaftlichkeit, und nachdem man Völkern die Freiheit gegeben hat, die vielleicht kaum reif dazu waren, davon Gebrauch zu machen, wirft man nun zugleich aufs Geratewohl den Gehirnen Probleme zu, mit denen sie noch nicht ringen können. Die Atmosphäre ist erfüllt von halbgedachten Gedanken, hingeworfenen Projekten, von nebelhaften Reformplänen, fragmentarisch entwickelten Ideen. Und unser Hirn kommt nie dazu, irgend etwas zu Ende zu denken, wir haben nie Zeit, mit etwas ganz fertig zu werden: am nächsten Tag bringt man ja neue Gedanken zu Markte, schreit man neue Elixiere aus und stellt man neue Ziele auf.

Der Vergleich zwischen der Gesellschaft und einem Ameisenhaufen ist schon veraltet: im Ameisenhaufen herrscht Geschäftigkeit, aber der Instinkt der Insekten läßt inmitten der Geschäftigkeit Ordnung walten. Die Gesellschaft hat diesen Instinkt anscheinend nicht. Und welches Gedränge überall, man pufft sich mit den Ellbogen, man tritt sich auf die Füße, man stößt, man drückt, man drängt sich. Die Luft ist heiß wie in einem dichtgefüllten, schlechtventilierten Saal, der von Gas und von der tierischen Wärme der

Menge erhitzt ist, und man ist nahe daran, zu ersticken, vergebens schnappt man nach Luft, und der kalte Schweiß dringt aus allen Poren. Und in dieser Luft und diesem Gewühl werden unsere Gefühle krank und unsere Begierden krampfhaft. Um durchzudringen, müssen wir härter stoßen als die anderen, und wir müssen lauter schreien, um den Lärm zu übertönen. Der Kampf um die Existenz wird von Tag zu Tag bitterer, hartnäckiger, beinahe verzweifelt und tierisch. Und während die Anstrengungen des Existenzkampfes wachsen und unsere Gedanken quälen, unsere Kraft auspressen und zermartern, werden unsere überbürdeten Gehirne von all den uns umsummenden Ideen und den ausgerufenen Glückseligkeitsprojekten bedrängt. Oder glaubt man vielleicht, daß dieses starke Bild zu stark ist? Man irrt sich, wenn man das glaubt. Die Sache ist die, daß die Gesellschaft das Dekorum der Kultur als einen verhüllenden Mantel über ihre verkümmerten Gliedmaßen gebreitet hat; die Politur der Zivilisation liegt wie eine Schminke auf den abgezehrten Zügen, die in Neuralgien zittern, welche eine Folge der Überanstrengung des Gehirns und der Mattigkeit des Körpers sind. Es geht der modernen Gesellschaft wie jenem Gepeinigten bei Dante, an dem rasende Pferde ununterbrochen zerrten, ohne ihn ganz in Stücke zu reißen. Die unendlich zusammengesetzten Gefühle ziehen sie nach den verschiedensten Seiten, und die Harmonie ist aus einer Kultur verschwunden, die ihre allzu verschiedenartigen Elemente noch nicht zu Einigkeit und Einheit zusammengeschweißt hat.

Aber nun die Dichter. Wie müssen ihre krankhaft empfänglichen Nerven nicht in diesem überspannten Leben zittern. Die Zeit ist wohl vorbei, wo man z. B. Shakespeare als einen begeisterten Seher betrachtete, der die Träume, die er sah, mühelos deutete. Wenn Dichtung je die Frucht von Träumen war, so sind diese Visionen zum mindesten niemals schmerzlos gewesen. Sie waren wie ein magnetischer Somnambulismus, der das Medium oder Opfer peinigt oder auf jeden Fall in Trance versetzt. Aber die Dichter sind nie Schlafwandler gewesen: sie haben immer ihre Werke g e l e b t. Doch Michelangelos starke Seele ist mit Keulenschlägen bearbeitet worden, unsere Zeit kneift mit Tausenden von kleinen Zangen. Oder man nenne mir einen Dichter, der in unseren bewegten Dezennien nicht wie ein fieberkranker Patient gewesen ist? Das ganze nervöse Leben der Gesellschaft pulsiert in diesen Gestalten, die, um die drückende Last zu tragen, „den Körper eines Athleten haben müssen und die Seele eines Sokrates“. Heine, Shelley und Musset ziehen an unseren Gedanken vorüber — — — wir sehen Turgenjeffs wehmütig lächelnden Mund, Dumas' müden Blick, Edmond de Goncourts trauriges Antlitz, wir denken vor allem an Balzac. Er, der Größte von ihnen allen, hat auch am schwersten an den Leiden der Zeit getragen. Wir sehen es an seinem Leben.

Madame Surville erzählt in dem kleinen Buch, das sie über ihren berühmten Bruder geschrieben hat, daß er einmal in der Schule hart bestraft wurde, weil er anstatt eine Aufgabe „über die Pflicht“ zu schreiben einen Aufsatz „über den Willen“ verfaßte. Man findet den Mann schon im Knaben. Das einzig Feste in diesem ganzen zerspilterten

Leben war sein „Wille“. Er wollte siegen, und er siegte. Sein ganzes Leben war ein gigantischer Kampf mit allen Verirrungen seiner Zeit, aber er ging — dank seiner Stärke — als Sieger aus dem Kampf hervor. Darum ist die Stärke die Gottheit seiner Dichtung geworden.

Honoré sollte Jurist werden, und er machte sich mit dem juridischen Fache so genau vertraut, daß sein Roman „César Birotteau“ als ein Handbuch über Fallissements dienen kann und stellenweise nicht viel interessanter ist als das Gesetz über Konkurs und Ausgleich. Aber die juridische Tätigkeit konnte ihn nicht befriedigen. Er wollte Dichter sein. Sein glühender Geist konnte sich nicht in eine Tätigkeit einschnüren lassen, die ohne Spannung war, ohne das Fieber der Produktion, die Bitterkeit der Enttäuschungen, und die Süßigkeit der Triumphe. Man gab ihm zwei Jahre, um Dichter zu werden.

Er zieht nach Paris in ein Dachkämmerchen, er sperrt sich ein, sieht keinen Menschen, nicht einmal seine Familie; er durchstöbert die Bibliotheken, verschlingt historische Werke, sucht die Weltgeschichte ab, um ein Sujet zu finden. Nach einigem Zaudern wählt er Cromwell: er arbeitet Tag und Nacht. Er gönnt sich keinen Schlaf. Es fällt ihm so schwer, Verse zu schreiben, und er kann keine Reime finden. Und man denke sich, es gehen zweitausend Verse auf eine Tragödie. „Wenn du,“ schreibt er an seine Schwester, „die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit kennen würdest! Der große Racine hat — verzweifelt, arme Dichter! — zwei Jahre gebraucht, um Phädra zu feilen. Zwei Jahre — bedenkst du das? . . . Zwei Jahre . . . . .“

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten ist die Tragödie fertig. Er bringt sie heim, versammelt seine Richter und liest. Das Stück war unmöglich. Er fühlt es selbst, während er liest, und er wird durch das vernichtende Schweigen der Zuhörer beinahe zu Stein erstarrt. Das Urteil ist einstimmig: Es ist kein, aber auch kein Funke Talent in diesem „Cromwell“, der Tag und Nacht sein Gedanke gewesen, seine Hoffnung, wenn er wachte, und sein Traum, wenn er sich Ruhe gönnte. In „Verlorene Illusionen“ in der Szene, wo Lucien seine Sonette vorliest — hat uns der Dichter erzählt, was er bei der Vorlesung von „Cromwell“ gelitten hat. Der Welt gegenüber zeigte er es nicht. „Herrgott“, sagt er, „so ist eben die Tragödie nicht mein Fach. — Voilà tout.“

Und er begann wieder zu schreiben. Nun folgt in den nächsten fünf Jahren — von seinem zwanzigsten bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre — jene lange, namenlose, hoffnungslose und triste Arbeit, die ihm weder Geld noch Ruhm einbrachte. Er wohnt zu Hause. Wir kennen wohl alle solche Zeiten, wo wir nach einem Schiffbruch heim flüchten mußten; wir sind gut aufgenommen worden, ohne Scheltworte und ohne Groll. Aber die Luft selbst ist drückend, schwer von den stummen Vorwürfen, die man nicht in Worte faßt, die aber hinter tausend Blicken lauern und sich in den bekümmert gefurchten Stirnen der Eltern halb verbergen. Wie diese Luft Balzac gequält haben muß, ihn, der vor allem die Freiheit liebte, der rücksichtslos bis zur Gewaltsamkeit war und gewaltsam bis zum Paroxismus! Denn niemals und nirgendwo muß man mehr Rück-

sicht zeigen als in seiner Eltern Haus, wenn man als ein im Leben Gescheiterter zurückgekehrt ist. Er schreibt und schreibt immer weiter. In diesen fünf Jahren schrieb und veröffentlichte er vierzig Bände — vierzig Bände, die ihn durch ihre Schlechtigkeit selbst zur Verzweiflung brachten und die er pseudonym schrieb, um nicht den Namen zu besudeln, den er dereinst berühmt machen sollte. Aber er mußte schreiben, es galt die Freiheit, den Ruhm, die Zukunft, denn er wollte eine Zukunft haben.

Trotz allem sind diese Jahre verhältnismäßig glücklich, und die Kämpfe, die der Dichter durchmacht, sind nicht schlimmer als die, die jeder von uns leiden muß, der vorwärts will und siegen will. Die vierzig Bände sind das Interessanteste, denn die Zahl illustriert schon zu diesem Zeitpunkt seine unbegreifliche und großartige Produktionsgabe. Man sollte nicht glauben, daß jemand so viel abschreiben kann wie Balzac — hierin ein Seitenstück zu Dumas dem älteren — geschrieben hat. Aber der Tag hat nicht gleichviel Stunden für uns alle, und ein Mann, der für ein Lebensziel arbeitet, macht oft fast die ganzen vierundzwanzig Stunden zu einem Tage.

Bisher waren doch sein Unglück und seine Sorgen von jener Art gewesen, wie sie den meisten jungen Dichtern gemeinsam ist. Erst als er Geschäftsmann wird, wächst sein Elend und wird furchtbar. Das Fieber hat ihm immer im Blut gelegen, jetzt bricht es aus und verzehrt ihn. Er muß Geld haben, er muß seine Freiheit wiedergewinnen. Da er es nicht mit seiner Feder vermag, muß er es auf andere Weise versuchen. Er will spekulieren, Geld gewinnen, reich werden. Das Reichtumfieber beginnt mit dem Ehrgeiz zu kämpfen. Unsere Zeit, die Geld mit Hilfe von Dampfmaschinen gewinnt, hat die Habsucht zu einer Art Wahnwitz gemacht. Balzac wird davon gepackt, und vier Jahre verwendet er all seine Energie, all sein Genie und all seinen Erfindungsgeist dazu, die hoffnungslosesten Spekulationen ins Werk zu setzen. Er quält sich mit Löwenmut für das unmögliche Ziel ab: ohne Betriebskapital reich zu werden. Als Buchhändler veranstaltet er Volksausgaben und gibt Molière in einem Band heraus; als Buchdrucker grübelt er — so wie David in „Eve et David" — darüber nach, eine neue Art Papier zu erfinden. Aber er hat keine Stetigkeit, er läßt immer zu früh locker, die eine Idee löst die andere ab, die ganze haltlose Unruhe der Zeit bebt und pulsiert in diesem Geschäftsleben, das auf einem Vulkan basiert ist und stets mit einem Fallissement abzuschließen droht. Das Unvermeidliche muß kommen: alles stürzt zusammen. Mit Schulden beladen kehrt Balzac zurück, um aufs neue Dichter zu werden.

Er ist noch unbekannt, seine Freunde zweifeln an ihm, er hat niemanden, der an ihn glaubt; er ist mit einer drückenden, ewig nagenden Schuld belastet, die er noch in Jahren nicht bezahlen kann. Hoffnungslos, zerquält, gejagt, beständig von ungeduldigen Gläubigern bedrängt, beginnt Balzac von neuem seine Tätigkeit und sendet zu Ende des Jahres 1827 sein erstes namhaftes Buch „Les Chouans" hinaus. Er beginnt nun sein großes Werk, das erhabene Monument seiner Zeit und seines Jahrhunderts, das er „die Menschliche Komödie" nannte. Neben Shakespeare und Goethe wurde Balzac durch

dieses Gigantenwerk einer der Heroen, die Säkulargeschlechtern und nicht Dezenniumsmensehen angehören.

Er schrieb von (1827—48) siebenundneunzig Novellen und Romane, alle die mächtigen Meisterwerke, die sein Genie geschaffen hat. Und mit welchen Anstrengungen sind nicht seine Erzählungen zur Welt gebracht. In unseren Tagen, wo, wie Taine sagt, das Genie mehr Ähnlichkeit mit einer Krankheit als mit einer Blüte hat, werden solche Arbeiten unter beständigen Kämpfen geboren, und Balzacs Lehrzeit war nicht mit jenen fünf Jahren um, die seine namenlose Schulzeit in der Romanschriftstellerei waren.

(Schluß folgt.)

Ode an Maupertuis.

(1749.)

Von

Friedrich dem Großen.

O Maupertuis, mein Maupertuis,
Schnell ist das Leben uns verflossen!
Die Blume, die noch heute früh
Blüht, morgen welkt sie, kaum erschlossen.
Denn allem winkt ein Untergehn,
Und keine Macht kann stolz bestehn
Vor ihres Schicksals grausem Walten.
Talente, Tugend, Tapferkeit
Kann dir die zugeteilte Zeit
Um einen Tag mehr nicht erhalten.

Die schönsten Tage sind geschwind
Mir wie die Wellen hingegangen,
Die Freuden flogen fort im Wind,
Und keine Macht kann sie mir fangen.
Schon hört Vernunft sich eisig an
Die Lehren in der Stoa Bann,
Sie hält den müden Haß im Zaume.
Die Gegenwart entflieht im Flug,
Die Zukunft ist ein eitler Trug,
Vergangenheit schwand wie im Traume.

O Mensch, voll Stolz, voll Eitelkeit,
Des Geistes schwächliche Gedanken,
Erkenne die Vergänglichkeit
Und baue deinem Hochmut Schranken!
Der Weg ist kurz und eng begrenzt;
Der erste Tag, der dir erglänzt,
Läßt dich der Nacht entgegenschweben;
Dieselbe Menge, gleiches Ziel,
Ein jeder, Mävius, Virgil,
Das gleiche Schicksal muß erleben.

Ihr, deren Seele leis bestahl
Ein irdisches Besitzverlangen,
Für die das höchste Ideal
Ein flüchtiges metallisch Prangen,
Wem häuft ihr diese Schätze auf?
Euch überlebt der Welten Lauf;
Das Leben ist ein Blumensterben.
Wer wird, wenn ihr im Grab verblaßt,
Den Reichtum, eure Größe laßt,
Das bißchen Erdentand wohl erben?

Wer wird denn seine Sendung sehn
In einem nutzlos blöden Sammeln,
Soll uns der Sinn danach nur stehn
In unserm kurzen Kinderstammeln?
Ihr Helden, deren Eisenschwert
Dies arme Weltall wüst verheert,
Um in das Buch der Zeit zu brennen
Die Namen eurer Taten ein,
Denkt der Erobrer stolzen Reihn!
Dürft ihr mit gleichem Ruhm euch nennen?

Selbst sollte euer Heldentum
Sich auf dem Erdball fast verbreiten,
Und euer Ruf zum Königsruhm
Mit Riesenschrecken mächtig schreiten,

Der Friede endet euren Krieg,
Dem Tode lacht der letzte Sieg;
Der Namen Lob verträumt indessen,
Und bald ertrinkt im Strom der Zeit
Auch eure große Herrlichkeit;
Der Mensch ist tot, der Held vergessen!

Viel Große haben schon gelebt,
Die Zahl vermehrt sich heut auf morgen.
Zu dieser Schattenzukunft schwebt,
In ihrem schwarzen Schoß geborgen!
Die Ehre unterscheidet gut
Vom Ehrgeiz in des Wahnes Wut,
Seid eingedenk der Frucht des Samens!
Wenn der Tyrann auch prahlend meist
Die Größe seiner Taten preist,
Im Fluch denkt jeder seines Namens.

Jahrhundert auf Jahrhundert schwand,
Seit eine Urkraft fruchtbar kreisend
Der Elemente Wildheit band,
Dem Chaos seine Wege weisend.
Die Zeit ist höchste Herrscherin,
Der Augenblick flieht mir dahin,
Die Zukunft eilt, ihm nachzuschweben.
O Mensch, das Ziel ist dir nicht weit,
Es ist ein Punkt der Ewigkeit;
Und dieser Stunde Sein ist Leben.

Wenn uns ein gütiges Geschick
Zwei Menschenalter gäb zu leben,
Dann dürften wir mit heitrem Blick
In hohem Stolz uns stark erheben.
Ihr Staubgeborenen begehrt,
Daß man euch göttergleich verehrt;
Ihr, die als Schlammgewürm verloren,
Um wieder zu verfall'n in Staub,
Als Beute bald des Todes Raub,
Ihr glaubt euch für den Ruhm geboren!

Was schert euch nur des Glückes Schaum,
Droht euch der Finger des Gerechten?
Die guten Tage sind ein Traum,
Und nur ein Traum sind auch die schlechten.
Was kam und kommt und kommen kann,
Verachtet daher dieser Mann,
Dem seine Tage traumgleich rinnen.
Drum fort mit Liebe, Lust und Leid!
Ich seh am Rocken meiner Zeit
Von Atropos den Faden spinnen.

Vermögen, Reichtum, Titel, Macht,
Der Ehrgeiz, Ruhm und hohe Achtung
Sind Blendwerk, äußerliche Pracht,
Sind eitel Schall und Rauch, Umnachtung.
Ein Blick der Wahrheit hat enthüllt
Der Schönheit trügerisches Bild,
Es trauert arm in nackter Grelle.
Nein, nichts hat Dauer auf der Welt,
Sogar der stärkste Staat zerfällt,
Wir sind des Wechsels bunte Bälle!

Laß Schwäche, Vorurteil, dem Lid
Den letzten Wahnsinn niedergleiten,
Denn was man Großes vor sich sieht,
Ist nur ein Berg von Kleinigkeiten.
Schwingt euch hinauf zum Himmelsraum,
Aus seinem Glanze könnt ihr kaum
Paris und Rom und Peking finden!
Dort ist so klein, was hier so prunkt,
Die Erde selbst ist nur ein Punkt,
Wie muß da erst der Mensch verschwinden!

Wir schwimmen zwischen einer Zeit,
Auf der das Lebensschiff uns funkelt,
In eine ferne Ewigkeit
Der Zukunft, die verschwiegen dunkelt.

Und nutzlos lockt uns jedesmal
Wie Tantalus die ew'ge Qual
Zu neuer Arbeit stets vergebens;
Genarrt vom Schimmer irren Lichts,
Verlieren wir uns in das Nichts.
Das ist das Schicksal unsres Lebens!

(Im Versmaß des französischen Originals übertragen von Alfred Richard Meyer.)

Aus einem Tagebuch Gottfried Schadows.

Im Herbst 1802 war Schadow mit seinem Freunde, dem Landschaftsmaler Franz Catel in Weimar. Kurz zuvor hatte er gegen Goethes Verurteilung der Berliner Kunst protestiert. Darauf und auf seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem Intriganten Kotzebue ist wohl der kühle Empfang im Goethehaus zurückzuführen. Ohne Retouchierungskünste erzählt Schadow in seinem Reisetagebuch, das Julius Friedländer vor etwa zwei Jahrzehnten mit andern Aufsätzen und Briefen herausgegeben hat, von seinen Begegnungen mit Goethe und Wieland. Die Büsten beider Dichter sind jetzt in der Schadow-Ausstellung zu sehen. Das Bild Goethes stammt aus einer späteren Zeit freundlichen Einvernehmens. Immerhin ist deutlich zu erkennen, mit wieviel größerer Liebe der Bildhauer Wielands Persönlichkeit erfaßt hat.

Mittwoch, den 22. September [1802].

Da wir erfahren hatten, daß H. von Humboldt mit Frau in Weimar wäre, die den Dienstag als gestern Mittag bei Goethe gegessen hatten, worüber Tieck uns schon vertraut hatte, daß es ihn ärgere, nicht mit eingeladen zu sein, weil man erstlich gut da äße, 2. gut tränke, 3. gute Conversation hätte und 4. Humboldt da wäre, so ging es nach dem Erbprinzen, wo wir beide (Humboldt und Frau) fanden. Das ganze Gespräch lief um Tieck*), den sie gar zu gern nach Italien haben wollen, sei es durch Hilfe des Curators der Akademie oder durch eigene Mittel, denn Madame protegiert ihn. Der 3. Besuch war zu Herrn von Goethe, bei welchem uns Meyer gemeldet hatte. Louis Catel ging mit, der Bediente frug sogleich, ob ich dabei wäre und eröffnete den Saal. Meyer erschien sogleich, eine Kopie nach Tizian von Bury und vier illuminierte Blätter aus Rafaels Psyche, und dann die Büste der Madame Unzelmann war, was ich bemerkte. H. v. Goethe erschien, mit schnellen Schritten, blauer Überrock und Stiefel. „Sie wollen mir das Vergnügen Ihres Besuchs geben," sagte er, dann gebot er, uns Stühle zu geben, seine erste Frage

*) Friedrich Tieck, der Bruder des Dichters.

war nach Zelters Befinden, von dem ich ihm einen Brief gab. Dabei blieb auch das Gespräch, eigentlich sprach er wenig. Ich wollte auf etwas anderes kommen und frug ihn, ob er mir wohl erlauben würde, nach Maassen seinen Kopf zeichnen zu dürfen. Er stutzte, sagte halb lachend und halb höhnisch, das sei bedenklich, denn die Herren Berliner wären Leute, die daraus etwas deuten würden; auch in Weimar hätten sie jemand gehabt, der Galls Lehre anhing, dies sei der Dr. Froriep, der jetzt verreist sei. Schon vor diesem Antrag hatte er sich durch seinen Bedienten abrufen lassen, und blieb so lange weg, daß uns Meyer ein anderes Zimmer zeigte, wo er selbst die Superporten gemalt hat und auch ein[en] Medusenkopf im Fußboden. Als H. v. Goethe wiederkam, entschuldigte er sich mit seinen Geschäften, und da wir aufgestanden waren, so fiel dies Gespräch stehend vor; wir wollten zu Pferd noch vor Tisch nach Jena zu H. v. Kotzebue, mußten Reuter-Toilette machen, also brach ich ab, da er uns nicht wieder zum sitzen nöthigte, und wir empfahlen uns. Er sagte: „Sie werden doch noch einige Zeit hier bleiben" etc. Die Catels meinten, ich sei mit meinem Antrag in die Quere gekommen, wie es auch wohl war. — — — — — —

Sonnabend, den 25.

Früh von Rudolstadt fort, gegen Mittag trafen wir in Weimar ein; ich ging in die Ausstellung, die Armuth und Kleinheit des Gebäudes und die schlechten Sachen an Zeichnungen und Gemälden haben mich recht erschreckt.

Sonntag, den 26.

besuchte ich meinen Freund Böttiger, nachher Mamsell Jagemann*), die dann mit mir und Cramer eine Promenade in den Park machte. Nach Tisch fuhr man hinaus nach Belvedere, ein fürstliches Schloß mit Orangerie.

Montag, den 27.

besahen wir Vormittag das Innere des Schlosses, Tiecks Atelier, die Zeichenschule und Ausstellung, da steht auch das Bild der Königin, von Macco. Nachmittag den Park, das Innere des römischen Hauses, wo ein Bild der Herzogin Mutter von der Angelica**) merkwürdig ist.

Als ich so mit Tieck und Franz spazierte, äußerte ich die Idee, des alten Wieland Büste zu machen; dies machte, daß Tieck sagte, unter mehreren Büsten sollte er diese auch machen, wonach ich nicht weiter hörte.

Dienstag, den 28.

verabredete ich mit Böttiger, den alten Wieland bei der Herzogin Mutter in Tiefurt aufzufinden, und dieser durch ihren Umgang mit Literaten und Artisten fein gebildeten Dame aufzuwarten. Dies pflegte zum Thee zu geschehen. Als wir ankamen, fanden wir uns in unsern Hoffnungen getäuscht, denn Wieland war seit zwei Tagen nach seinem Gute Ossmannstädt wegen schwacher Gesundheit und der etwas rauhen Luft gereist. — —

*) Die bekannte Schauspielerin.

**) Angelica Kaufmann.

Mittwoch, den 29.

besuchte mich schon ganz früh der Professor Döll, Bildhauer des Herzogs von Gotha. Gleich nach Tisch nahm ich einen Wagen und fuhr nach Osmannstädt. Ein Billet, womit mich Böttiger versehen hatte, schickte ich hinein. Wieland war im Garten, er ging mit mir ins Haus. Er war der erste deutsche Gelehrte, der für mich etwas Dichterisches auch in seinem Äußern hatte, Seine kurzen grauen Locken, seine schwarze Prälatenkappe und breiter rother Gurt gaben ihm ein malerisches Ansehen. Ich sagte ihm, wie ich seine Büste einst nach einem schlechten Gipsmodell hätte müssen in Marmor ausführen, und daß, wenn es mir irgend möglich gewesen wäre, ich damals schon hergereist wäre. Er sagte, daß er fast immer schlecht sei abgebildet worden, so daß ihm alle Lust dazu vergangen sei. Noch vor einiger Zeit habe ihm der Herzog gesagt, er wünsche seine Büste zu haben, und er möchte dazu dem Tieck sitzen. Darauf habe er dem Herzoge geantwortet, wenn derselbe befehle, so lege er Sr. Durchlaucht seinen alten Kopf zu Füßen, der überdem nicht viel taugt. Der Herzog aber habe diese Redensart nicht verstanden oder verstehen wollen, er habe jedoch damit sagen wollen, daß er keinesweges Lust hätte, dem jungen Tieck zu sitzen, indem solcher zu einer Clique gehöre, die es sich seit langer Zeit zum angenehmen Geschäft mache, ihn mit Recht und Unrecht anzugreifen und zu beleidigen, und er sei jetzt in einem Alter, wo ihm ein jeder nicht sogleich behagte. Von Tieck, dem Bildhauer, glaubte er, daß solcher wohl imstande sei, eine gute und getreue Abbildung zu machen, zumal wenn man ihm nicht unter der Hand so was von einem Jupiter oder Apollo zu verstehen gäbe. Obwohl der alte Mann nicht mehr nach Weimar kommt, so entschloß er sich drei Tage meinethalben daselbst zu verweilen, und da ich eine Reise nach Gotha vor hatte, es bis Sonnabend zu verschieben, bis wann ich sicher zurück sein würde. Da ich an ein Übereinkommen sehr gezweifelt hatte, so war nichts vorbereitet; ich hatte zwar Tieck wegen Thon gefragt, der mir aber zur Antwort gab, dies brauche acht Tage vorher. Ich eilte nun zu Böttiger, der sich über die Bereitwilligkeit Wielands wunderte und freute und mir sogleich versicherte, daß er dafür sorgen würde, daß alles Nötige Sonnabend früh sich vorfinden solle. Dies bewirkte er auch durch die jungen H. H. Klauer, welche die Fabrik der Tonarbeiten ihres Vaters fortsetzten. Hrn. v. Goethe meinte er, würde diese Geschichte nicht recht sein. Daß ihm mein Herkommen nicht behage, merke er aus Manchem, sei es nun, weil ich einst an seiner Göttlichkeit gezweifelt habe oder weil seine Ausstellung so armselig ausgefallen sei, oder weil er selbst die Wielandsche Büste habe besorgen sollen und dazu bis jetzt nichts gethan habe. Und überhaupt im Kunstfache dürfe ohne sein Wissen nichts geschehen, weil dies zu seinem Departement gehört. Ich begriff dies Alles nicht so ganz, und es machte mir gar keinen Kummer. —

Die Reise nach Gotha und Erfurt nahm Donnerstag und Freitag hin. Um 7½ Uhr waren wir in unserm Gasthofe zum Elephanten zurück, und gleich darauf erhielt ich ein Billet von Böttiger, zu Bertuchs zum Thee mich einzustellen, von Wieland habe er nichts gehört, fürchte aber, es seien gegen die Sache große Hindernisse aufgebracht worden.

Sonnabend, den 2. Oktober.

Um 10½ Uhr erschien Wieland; ich spannte meine Aufmerksamkeit, um sowohl gut als prompt zu arbeiten, und die so wesentliche erste Anlage fiel zu meiner eigenen Zufriedenheit aus. Wir wurden durch Niemand gestört. Nachmittag erzählte mir Böttiger, es sei in Tieffurt bei der alten Herzogin eine starke Scene vorgefallen. H. v. Goethe sei, wie es scheine, ausdrücklich deshalb hingegangen, er habe mich einen geizigen, neidischen, tracassièren Mann genannt; sie, die Herzogin, könne und dürfe es nicht zugeben, daß Wieland mir zu seiner Büste sitze. Er selbst komme hierbei in Verlegenheit, denn es sei doch einmal des Herzogs Wille gewesen, daß Tieck diese Büste machen solle. Genug, der H. v. Goethe habe es dahin gebracht, daß die Herzogin und selbst Wieland nicht mehr gewußt hätte, was sie thun oder lassen sollten, bis der Herzog, dem es zufälligerweise einfiel, seine Frau Mutter zu besuchen dazu kam, der dann als ein verständiger Herr sich hierüber verwunderte und die Meinung äußerte, daß sie alle hierin nichts zu sagen hätten, und daß die Sache lediglich vom alten Wieland abhinge, dem es freistände, zu sitzen, wem es ihm beliebte, und eben so wäre ja Schadow auch der Mann, der jede Büste machen könne, welche ihm einfiele.

Nun machte mir Böttiger insbesondere darüber Vorwürfe, daß ich in dem Thee bei Cramer davon geredet hätte, Meyer wäre dagewesen und so hätte es Goethe gleich erfahren, es wäre aber politischer gewesen, wenn ich geschwiegen hätte. Ich antwortete ihm darauf, daß ich gleichsam aus den Wolken fiele, daß die Wichtigkeit, die man auf diese Geschichte legte, mich beinahe schwindlicht machen könnte, was aber die zu beobachtende Politik beträfe, ich solche auf wichtigere Fälle zu versparen pflegte und hier sie auch nicht würde beobachtet haben, im Falle es mir wäre geraten worden, denn es würde mir hämisch geschienen haben.

Abends in der Komödie saß Goethe zwei Bänke von mir, er sah mich und mußte mich sehen, vertiefte sich aber in ein Gespräch mit Loder, tat freundlich mit Wieland und sah Alles nur mich nicht, ich verließ meinen Platz und ging in eine Loge.

Sonntag, den 3. Oktober.

brachte Wieland seinen Schwiegersohn mit, der aber wieder fortging, nach ihm kam Tieck, der fast den ganzen Morgen dablieb und W. und Tieck unterhielten sich. Als Beide weg waren, kam gegen 1 Uhr H. v. Kotzebue zu mir; er war nach Weimar gekommen, theils um die Sonntags-Cour zu machen, theils um sich zu beurlauben, denn er ging nach Berlin.

„Ich weiß Alles," sagte er, „was vorgefallen ist, der Mensch wird durch sein Zuweitgreifen lächerlich, am Ende wenn wir ihn machen ließen, müßten wir eine Erlaubnis haben von ihm zu jedem Vorhaben," wobei er sich eines harten Ausdrucks bediente. „Er hat kabaliert," heute verwende ich den ganzen Tag am Hofe, um gegen ihn zu kabalieren."

Gottfried Schadow.

Von

Georg Hermann.

Studie.

Volkslieder sind uralt und ewig neu. Man kann sie immer wieder singen, ohne Gefahr zu laufen, abgeschmackt zu werden. Und so wird man auch mir verzeihen, wenn ich das alte Lied von vorn anfange, daß die Deutschen nicht wissen, was sie im Land haben, daß sie ihre große Kunst nicht kennen, daß sie in aller Welt Bescheid wissen, nur nicht bei sich zu Hause. Derselbe Meister, dessen Ruhm im Ausland in dem dankbareren Frankreich, in England und Italien durch Jahrhunderte währt, ist in Deutschland in vierzig Jahren so gut, wie unbekannt. Es ist fast ein Unglück für eine starke künstlerische Begabung, in Deutschland geboren zu werden. Bei Lebzeiten nur ein kleines und behindertes Feld der Betätigung, Kampf mit der Engherzigkeit kleinstädtischer Philisterseelen und nach dem Tode Vergessenheit — das ist ihr Los. Alle hundert Jahre einmal versucht man es mit Ausgrabungen und dann rollt sich vor unsern Blicken ein reiches Bild auf — und des Staunens ist kein Ende: Herrgott, das haben wir besessen und besitzen es noch! Das muß anders werden, wir müssen uns finden, auf uns selbst halten. Alle Welt singt dann das gleiche Lied. Die letzten Töne verhallen. Und alles ist, wie es war.

Ich will zwei ganz eklatante Beispiele herausheben. Wäre der Würzburger und Bruchsaler Schloßbaumeister Balthasar Neumann ein Franzose, unsere Kinder würden seinen Namen in der Schule lernen. Er ist ein Deutscher, und von zehn Gebildeten kennt ihn nicht einer. Wäre Colmar mit dem Isenheimer Altar des Grünewald in Italien — es würden Extrazüge hingehen. Es ist im Elsaß — und von 5000 Reisenden, die im Sommer nach der Schweiz fahren, sehen ihn nicht zehn, wissen nicht 50 von ihm. Oder aber ein Name hat guten Klang, dann kennen wir sicher das Werk nicht, an das sich dieser Name knüpft. Denn nichts läßt sich ja leichter loben, wie das, was wir nicht kennen. Das war schon zu Lessing-Klopstocks Zeiten so, und das hat sich bis heute wenig geändert. Der Name Gottfried Schadow z. B. hatte guten Klang, aber von seinem Werk kannten

Weiblicher Akt.

Henriette Herz.

wir weniger, als von dem Werk irgendeines Franzosen der gleichen Zeit. In Künstlerkreisen hatten sich Legenden bewahrt, daß er ein guter und rücksichtsloser Lehrer war: „Hast du das gemacht?“ fragte er den Schüler. „Hast du das janz alleene jemacht?“ Und wenn dann der freudige Schüler das bejahte, dann klopfte ihm der alte Schadow auf die Schulter: „Junge,“ sagte er, „Junge, du kannst wirklich Töpper werden!“ Und damit nahm der alte Schadow den Draht und schnitt das Relief mitten durch. Der alte Schadow! Man stellt ihn sich nie anders vor, als uralt, zusammengetrocknet, hager, mit 'nem grünen Augenschirm, so'n bißchen pedantisch, so'n bißchen langweilig. Man hatte so das instinktive Gefühl: anständige Kunst, urpreußisch, die einem nichts sagt. Kunst im Banne einer herben Zeit, in der die Kühle des Stils jedes Leben, jede persönliche Note im Künstler wie in seinem Werk gefrieren ließ. Man wußte, daß er auf Menzel gewirkt hat. Der Bildhauer auf den Maler und Zeichner, daß er aber Menzels Illustrationen zur Geschichte Friedrichs des Großen später aufs schärfste ablehnte. Hier konnte er also wohl nicht mehr mit, der alte Herr, sagte man sich, so modern war er nicht, hier überholte man ihn. Er wird wohl nur Menzel zur Selbstzucht angehalten haben, wird sein Preußentum in der Kunst — ich meine das innerliche Preußentum Menzels — gestärkt haben. So hatte sich mit der Zeit von Johann Gottfried Schadow bei uns eine ganz feste und bestimmte Vorstellung gebildet. Man sah in ihm eine Vorstufe, ein Zwischenglied der Entwicklung in der berlinischen Kunst. Und diese Vorstellung war an sich keineswegs tadelnswert. Hatte eben nur die Eigenart der meisten Vorstellungen, nicht mit dem Bild der Wirklichkeit übereinzustimmen. Da tauchten Zeichnungen auf. Z. B. diese Hand, die eine Schnupftabaksdose hielt. Das war nicht Menzel, das war mehr. Man hatte sie aus technischen Gründen für Menzel gehalten, und man hatte sie zu Menzel geschickt, aber der hatte gesagt, daß er sich sehr freuen würde, wenn er sagen könnte, daß sie von ihm wäre, sie sei aber von Schadow. Und dann erwarb Tschudi für die Nationalgalerie eine solche Plastik nach der andern, und jedesmal, wenn einen der Weg in die Sammlung führte und man sah wieder etwas Neues: Die Doppelstatuette der beiden Prinzessinnen, ein kleines Wachsmodell für die Blücherstatue, den Akt einer schreitenden Tänzerin mit dem erhobenen Arm — dann hatte man das Gefühl, daß hier vor unsern Augen eine köstliche Antike aus dem Schutt der Zeiten mehr und mehr ausgegraben werde. Noch wußte man nicht, was sie war, ahnte sie nur in ihrer Schönheit. Kunstfreunde erzählten Wunder von dem Grabmal des jungen „Grafen von der Mark“ in der Dorotheenstädtischen Kirche. Wär's in Venedig — von morgen bis abend würden die Leute hin wallfahren. Aber hier in Berlin ist es mir noch nie gelungen, diese Kirche offen zu finden, und ich konnte nie Lust und Laune aufbringen, mir erst mühselig den Schließer zu suchen. Und so schwebte immer noch der Gedanke an diese unbekannte und erlesene Schönheit über allem.

Und nun hat die Akademie eine Schadowausstellung gemacht, hat die Früchte der jahrelangen Vorarbeiten des Dr. Makowsky zusammengetragen; und die herrliche Figur ist ganz freigelegt worden; und wir gehen staunend umher und betrachten sie von

Studie.

allen Seiten und eine jede Ansicht dünkt uns interessant und wertvoll. Da ist ja gar keine preußische Armut, sondern Reichtum. Keine Nüchternheit und Kühle, sondern Wärme und Versenkung. Aus der Herbheit lockt die zarteste Anmut hervor, aus der stilistischen Vereinfachung das reichste, bewegteste Leben. Empire — ein Nachahmen der Antike, ihres Räusperns und Spuckens, Befragen antiker Statuen, alter Reliefplatten, doch nicht der Natur. Das mag bei Thorwaldsen sein, bei Canova — bei Schadow nicht. Dessen Kunst ist dem Leben untertan und zu zweit erst einem Stilgedanken. Keinem unglückseligen, sondern dem größten Stilgedanken, in dem je die Bildhauerkunst dachte — eben dem der Antike. Und der heißt Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit, sich nicht Kirren- und Wirrenlassen durch die Dinge, die daneben liegen. Man kann vielleicht Plastik malerischer, gefälliger, bewegter gestalten, aber die Form wird dann leiden. Über Äußerlichkeiten wird man das innerste Wesen vergessen. Aber das heißt es gerade enthüllen, aus dem Organischen heraus entwickeln. Und erst wenn d a s da ist, dann kann auch das Feinste und Letzte ausgesprochen werden, nachgefühlt werden; die Weichheit eines Kindermundes, die gärenden Gedanken eines Mannes, das verlorene Lächeln der Anmut einer Zwanzigjährigen, und der sanfte atmende Schlaf eines Knaben. Dann können die gegliederten Formen lebensvollste und momentanste Bewegung bekommen, dann können die Rhythmen des Tanzes eine Figur durchpulsen und durchzucken. Dann mag auch der Realismus zu seinem Recht kommen — jener verpönte Realismus, der sich von dem vielgerühmten und vielgeforderten Idealismus d a d u r c h unterscheidet, daß er weder lügt noch sinnlos und schwächlich

Studie.

aufschönt — sondern mit angespanntester Seele den feinsten Lebensvorgängen folgt, und sie als Spiegel eines geheimen Schöpfungsgedankens auffaßt, ob ihr Ausdruck nun Armut oder Häßlichkeit ist.

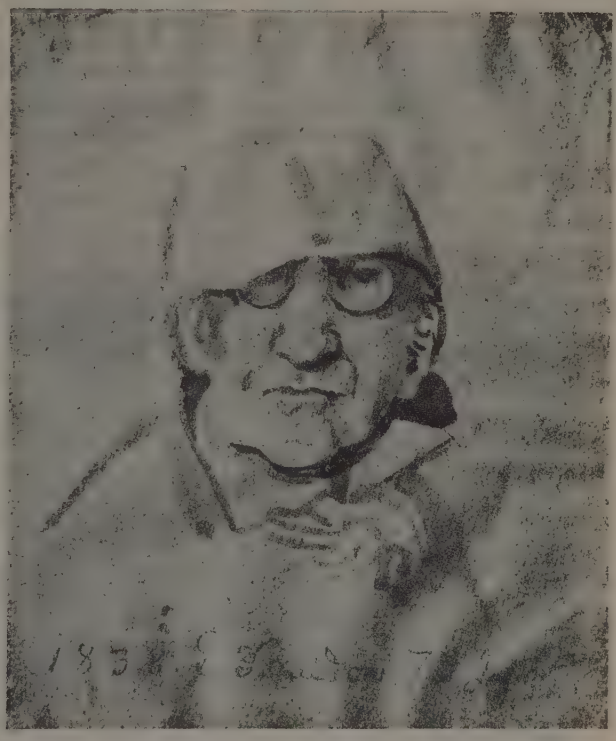
Aber eine Grundforderung gibt es. Zuerst einmal die geheimen Gesetze der Plastik kennen; das Wesen jeder Form ergründet haben, den Zusammenhang der Formen verstehen. Das Handwerkliche der Plastik aus dem ff. beherrschen mit allen ihren Hilfskräften, und dabei immer unbestechlich bleiben gegen das, was äußerlich gefällig, aber innerlich unwahr ist. Darüber erst kann sich eine große Kunst erheben.

Und all das, was soviel gefordert, so selten erreicht wird, bewahrheitet sich bei dem alten Schadow.

Wo kommt er her? Sein Lehrer war Tassaert, der Belgier, der Franzose, den Friedrich der Große hierhergezogen, und durch ihn steht Schadow mit jener großen französischen Bildhauerschule im Zusammenhang, die von Ludwig XIV. bis zur Revolution unter der Larve der Rokokoanmut einen neuen realistischen Stil schuf. Von der Gluckbüste des Houdon zu dem Nikolai Schadows spinnen sich z. B. Fäden. Aber trotzdem keine Abhängigkeit, trotzdem bei Schadow jene unerhörte Selbstkritik und eine Selbstzucht, die keiner Schule leibeigen sein kann. Er erscheint als der Stärkere, der Männlichere, er ist tiefer in den Urgrund der Dinge eingedrungen, in die Urgesetze seiner Kunst. Ich zweifle nicht, daß die Franzosen mehr Oberflächenreize haben, das Fleisch lebt bei ihnen mehr bei einer guten Bildnisbüste; aber der Kopf ist nicht so gut aufgebaut und die letzte Ähnlichkeit, die uns das ganze Wesen enthüllt, ist nicht so unauslöschlich gebannt worden. Die Franzosen sind nervöser, aber nicht besser. Ein Akt Bouchers, ein Köpfchen Bouchers hat mehr von dem Duft der Frau, aber weniger von ihrer Animalität, weniger von dem wundervoll organischen Spiel ihrer Bewegung, die bei den Werken Schadows uns wie eine Offenbarung dünkt.

Wie alle Großen — und vor allem die Großen jener Tage — ist Schadow sehr frühreif. Er beginnt seine Künstlerlaufbahn mit 11 Jahren, tritt mit 16 als Schüler in die Akademie und ist schon mit 24 selbst Mitglied der Akademie der Künste; und in die gleiche Zeit fällt auch schon die Entstehung des wundervollen Grabmals des Grafen von der Mark. Und nun schafft er fast ohne Unterbrechung bis in sein 80. Jahr bis 1844, um die letzten sechs Jahre seines Lebens, da bei seinem geschwächten Augenlicht ihm vielleicht die Arbeit nicht mehr möglich war, wohl aber theoretische Erörterungen über Kunstfragen. In einem so langen Leben kann man zeichnen lernen, wenn man's richtig anfaßt und das Zeug dazu hat. Und das hat Schadow gelernt, so wundervoll und großzügig, wie es nur ein Bildhauer lernen kann, der nicht zeichnet, um gefällige Blätter zu schaffen, sondern um sich für seine ureigenste Zwecke etwas klar zu machen und der doch wieder alle Mittel voll beherrscht. Schadow zeichnet mit Stift, Feder, Rötel, Bister, wischt etwas nur großzügig hin, deutet hier nur an und bringt dort einmal eine Sache, einen Akt zur letzten und intimsten zeichnerischen Vollendung, ohne doch je seine Zeich-

nungen auf einer andern Basis aufzubauen als seine Plastiken oder Reliefs, immer an die innere Konstruktion denkend. Er grübelt über den Formenkanon der menschlichen Figur und schafft ein Buch über die menschlichen Proportionen — wie Dürer — das noch heute bei Künstlern in Gebrauch ist und das z. B. von Max Liebermann stets und ständig bei seinen Arbeiten um Rat gefragt wird. Und er kommt als Zeichner ebenso wie als Plastiker zu den letzten und feinsten Dingen: Kampfszenen von unerhört wilder Bewegung baut er auf; den feinsten Rhythmus der Tänzerin fühlt er nach; er gibt in der „Dramatischen Muse" das Schweben der Figur so gut, wie es nur je ein Fresko Pompejis gab, und er schafft mit ein paar Pastelltönen in der großen Studie zum Kopf der Muse die Illusion des Rampenlichtes, das durch die seltsam verlegte Bestrahlung einen Kopf großzügig und überirdisch stilisiert, . . . jene Illusion so zwingend, daß man sie n i e wieder vergißt. Man kann von Schadow das sagen, was man nur von ganz wenigen sagen kann: er ist der Schöpfer einer großen und eindringlichen Schönheit, die doch nie das Leben verleugnet. Welch eine Charakteristik in seinen Porträtbüsten! Da sind Kinderköpfchen, und wir müssen bis zur Florentiner Frührenaissance zurückgehen, um jene unversüßlichte, unbewußte Kinderlieblichkeit und herbe Weichheit wiederzufinden. Der ganze klassische Geist der Zeit ist in dem Kopf eines Goethe, eines Wieland, eines Fasch gebannt und das ganze Genießertum des ausklingenden Rokokos liegt in den Zügen Friedrich Wilhelms II., während in dem Dantonkopf des Berliner Aufklärmannes Nicolai, vernüchtert und zahm, doch schon der volle Sinn der französischen Revolution lebt. Für die feine, fesselnde Geistigkeit einer Henriette Herz hat Schadow ebenso das Organ, wie für die charakteristische und doch sympathische Unschönheit einer



Selbstbildnis Schadows.

Frau Zelter oder einer Gräfin Hochberg-Rohnstock. Er gewinnt jedem Material das ab, was in ihm lebt; und eben der Künstler, der in Marmor wie mit Absicht jeder malerischen Behandlung aus dem Wege geht, ist in seinen Wachsmodellen von einer Weichheit und Breite, die nicht übertroffen werden kann. Dort ist eine Aktfigur — schreitend im Tanz mit erhobenem Arm — die uns das Wort Michelangelo aufnötigt. Und welch ein Leben, welch eine malerische Breite in den kleinen Entwürfen zum Zietendenkmal — und trotzdem welch eine Formgebung, welch eine Charakteristik!

Man sagt und staunt, daß Schadow ja ganz modern wäre; da sind z. B. Aktstudien mit wenigen Strichen, die an Rodin gemahnen; bei der einfachen Größe dieser Büsten spricht man von Hildebrand — und doch ist Hildebrand viel kühler, weil weniger vertieft. Ja, was heißt denn modern sein? Jede Kunst ist modern, die einmal den feinsten und letzten Zusammenhang mit dem Leben selbst, und nicht nur mit dem Geschmack einer Zeit hatte. Dann ergeben sich immer wieder ähnliche Kunstformen.

Grabmal des Grafen von der Mark.

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Kurze Raserei, Schauder und Verrenkung, als durchführe uns einen Augenblick ein Blitz, der uns den Himmel einimpfte! Und dann auch Schwäche, Untergehen, als versänke man einen Augenblick in die Tiefe eines Meeres von Wein und Wohlgerüchen! Hans erinnerte sich, analysierte. Aber seltsam! Indem er an die Wollust dachte, dachte er fast gar nicht an das Weib. Ursula war ihm scheinbar so fremd geblieben! . . Sie hatten sich nur durch die Wollust vereint. Denn auch sie hatte ohne Zweifel nur das unversöhnliche Schicksal und die geheime Botschaft des Teufels vollstreckt. Das empfand Hans jetzt deutlich, mit der Sinnfälligkeit und Ehrlichkeit des Tageslichtes. Sie war gestern abend zu ihm gekommen, unter dem Schutz des Dunkels, das ein schlechter Ratgeber ist, um ihm die Frucht der Sünde darzubieten. Ewige Eva! Vielleicht war sie nicht schuldig! Vielleicht wurde sie selbst versucht und verlockt. Hans grollte ihr nicht. Der Teufel hatte sich in ihr verkörpert, sprach aus ihrem Munde und verlieh ihren Küssen ein Feuer, das nur aus der Hölle stammen konnte.

Aber wie hatte er der Versuchung erliegen können, er, der Erwählte Gottes, er, begabt mit der Gnade, er, der Berufene, wie er noch vor kurzem mit Stolz sagte, wenn er an seine Zukunft dachte?

Hans fühlte sich von Gewissensbissen bedrückt. In der Messe, wohin er seine Mutter begleitet hatte, wagte er sich nicht zum Altar zu wenden, noch zu der Hostie im Augenblick ihrer Erhebung. Ihn dünkte, wenn er sie anblickte, müßte er Jesu Antlitz darin sehen, voll Blut und Tränen über seinen Treubruch. Er betete; er flehte um Vergebung. Aber fortwährend trat Ursula zwischen ihn und Gott . . . Ihre Augen umgaben ihn stets wie Magnete, umschwirrten ihn, dann sanken sie in ihr Gesicht zurück, sanken wieder in ihr Fleisch.

Beim Mittagessen bediente Ursula mit. Sie wirbelte um ihn herum, streifte ihn mit der Liebkosung ihres Kleides. Als er wieder in den ersten Stock in sein Arbeitszimmer hinaufging, nahm die Anfechtung noch zu. Ein nachträglicher Schauder lief ihm bisweilen durch das Mark, wie der Nachgeruch von Schwefel, wenn das Gewitter schon vorüber ist. Eine sündige Neugier trat hinzu. Er hatte einst Wilhelminens Schultern gesehen, ihren freiliegenden Busen, diesen Anfang der kecken, rosigen Nacktheit . . . Er dachte an Ursula, die für ihn noch ganz verhüllt war . . . Je näher der Abend kam, desto heftiger kehrte die Versuchung zurück, wie ein Fieber . . .

So ging es mehrere Tage lang hintereinander . . . Hans fiel abermals. Er lernte

das Mysterium ganz kennen. Ursula blieb jetzt bis in die Nacht in seinem Schlafzimmer, herausfordernd und willfährig, und offenbarte ihm die Geheimnisse ihres Leibes, die Hügel ihrer Brüste, alles, was er in Wilhelminens Tüllkleid kaum erraten hatte. O Zauber des Busens! Raserei der jungen Finger, die ihn berühren, als wollten sie diese weißen Trauben pflücken, die eine bläuliche Beere krönt, und aus ihnen ein Freudenelixier ernten, das gegen alle Schmerzen feit! Schönheit der Brüste! Ihr rhythmisches Auf- und Abwogen, gleich dem des Meeres . . . Und vor allem ihre Weiche, wie ein Kissen des Vergessens von Watte und Wohlgerüchen, auf dem man schlafen möchte, auf dem man sterben könnte! . . . Wie konnte er sich davon losmachen, darauf verzichten, wo ihr bloßes Fehlen die Hände arm und leer macht? . . .

Trotzdem bewahrte Hans inmitten dieser sinnlichen Bilder, die ihn bestürmten, die getreue Erinnerung an die Jungfrau Maria und flehte sie um Hilfe an. Sieht man in den alten flandrischen Städten, selbst in den aussätzigen Vierteln der Ausschweifung, nicht oft eine Madonna in gläsernem Schrein, in steinerner Nische thronen? Und an der Hausfront der Sünde duften Blumen und brennen Kerzen . . .

Hans war seiner alten Verehrung nicht untreu geworden, noch an ihr verzweifelt. Und als das Ende der Woche herannahte, schien er wieder zu sich zu kommen. Der Abscheu vor seiner Sünde ward deutlicher. Jawohl, er befand sich im Stande der Todsünde, und wenn er plötzlich starb, wie es geschieht, so wurde er sicher verdammt. Die Furcht vor der Hölle kehrte wieder, all die Schreckbilder, die tragischen Schilderungen der Schulpredigten. Ein aufrichtiger Schmerz ergriff ihn sofort: er hatte Gott betrübt; er hatte die fünf Wunden und das Herz Jesu wieder bluten gemacht. Er war unwürdig und verächtlich . . . Er hatte den Weg seiner Berufung verlassen . . .

6.

Eines Tages fand Frau Cadzand, die ihn beobachtete, ihn ganz außer Fassung. Es war, als hätte ihn ein großes Unglück betroffen. Er war nicht mehr blaß, sondern leichenfahl. Er setzte sich zu Tisch, aß nicht, sprach kein Wort. Seine Augen waren rot, als ob er geweint hätte. Er hütete sich jetzt vor Ursulas Augen wie vor schrecklichen Tieren, vor denen man Angst hat. Als er sich zu Tisch setzte, hatte er sorgfältig gebetet und sich vor allen in sichtlicher Weise bekreuzigt, wie sich mit diesem heiligen Zeichen zu umgürten und eine Teufelsaustreibung vorzunehmen.

Die Mutter begriff die Kämpfe, die in ihm tobten. Sie freute sich darüber, daß die Frömmigkeit den Sieg davontrug, und so schnell davontrug. Er würde also nicht dem Laster verfallen und hatte gerade genug von der Leidenschaft erfahren, um ihre Trunkenheit zu kennen und sein Leben nicht mehr der ewigen Keuschheit zu weihen.

So rechnete die Mutter. Dies wahrhaft schicksalsvolle Ereignis fand die bestmöglichste Lösung. Hans war ohne Zweifel von dem Wunsche geheilt, in einen Orden zu treten, wo die Keuschheit das harte Gesetz ist. Andererseits war es offenbar, daß er sich wieder-

fand, wieder Macht über sich gewann . . . Aber mit welcher Verzweiflung! Und gleichsam bestürzt, wie nach einem Gewitter, das seine Seele verheert hatte! Furcht, Trübsal, Schrecken, Reue, Verwirrung — das alles zog abwechselnd oder gleichzeitig über sein Gesicht. Er schien bedroht, gequält, berückt; er litt in seinem Gewissen wie in seinem Leibe.

Frau Cadzand erschrak.

„Bist du krank?“ fragte sie.

Im nächsten Augenblick verließ er das Zimmer, als hätte man an eine Wunde gerührt, und er eilte nach einer Quelle, um sie zu kühlen. Er schloß sich stundenlang in sein Zimmer ein. Frau Cadzand, die aufpaßte, hörte ihn hin und hergehen und laut sprechen, nicht mehr, um sich wie vordem im Reden zu üben, als er Lacordaire und die Prediger las; nichts von Beredsamkeit: eine eintönige, traurige Stimme, wie eine Klage, erhob sich jetzt, ohne Zweifel das Gebet eines Kranken, der am Boden lag und versuchte, aufzustehen. Es glich dem Murmeln des Pilgers auf der Landstraße . . .

Plötzlich ging die Tür in den Angeln; sein Schritt hallte auf dem Gang. Einen Augenblick später hörte sie ihn, ganz gegen seine Gewohnheit und trotz des Regengusses, der gegen die Scheiben schlug, das Haus verlassen, ohne daß er einem Menschen ein Wort gesagt hätte, als hätte er keinen Abschied nehmen wollen, um beim Lebewohl nicht weich zu werden.

Dieses ungewohnte Ausgehen beunruhigte Frau Cadzand. Sie hatte ihn schon am Mittag bei Tisch so verwirrt, so seltsam gesehen! Und dieses Stöhnen am Nachmittag, das auf dem Gange noch nachbebte wie der Nachhall einer Glocke . . .

Was war geschehen? Was würde geschehen? Sie kannte Hans als bestimmbar, nervös, bisweilen jäh in seinen Entschlüssen. Wenn ihn nun die Verzweiflung über seinen Fall irreführte? Wenn die Furcht vor Ursula, der gegenüber er sich zu schwach fühlte, ihn zur Flucht trieb? Wenn er nun fortging und sich unmittelbar in das Dominikanerkloster in Gent rettete, wo er gleichsam schon seine Stelle besaß? Aber dann geschah dies soeben, in dem Augenblick, wo sie wähnte, daß seine geistliche Berufung ein für allemal besiegt war durch die Leidenschaft, dann wurde diese so gefürchtete Berufung jetzt gerade zum Ereignis! Arme Mutter, deren Hoffnung just in dem Augenblick erlosch, als sie ihn gerettet wähnte!

Eine jähe Angst befiel sie. Hans! Hans! Wo war ihr Sohn, der so verstört davongelaufen war, ohne Grund und Ziel? Wohin ging er jetzt quer durch die Stadt in dem Regen, der immer stärker wurde, auf die Dächer prasselte und die glatte Flut der Kanäle sprenkelte? Frau Cadzand hielt es nicht mehr zu Hause aus. Ein Bangen ergriff sie; sie befürchtete ein Unglück. Sie warf einen Mantel über ihr Hauskleid, steckte hastig einen Hut fest und stürzte trotz des furchbaren Wetters hinaus, als gälte es Eile, um ihr Kind zu retten . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse im Fieber! so wird in vier Wochen das Bulletin lauten, falls die gegenwärtige Bewegung im bisherigen Maße weiter steigt. Immer ließe sich da nur für den deutschen Markt von einer ausgezeichneten Tendenz reden. Denn London steht im ganzen noch unter der sehr langsamen Erholung seiner Goldshares, New York könnte nach mancher Meinung auch noch sechs Monate zu einer radikalen Besserung nötig haben, und Paris hat im Grunde nur die bekannte außerordentliche Abundanz ohne eigentliche Objekte. **Wir** dagegen lagen lange still, blieben von dem Daniederliegen unserer Industrie bedrückt, fühlten uns von der Ängstlichkeit der Wiener Finanz infiziert und wurden ab und zu auch noch durch die einzelnen Phasen der marokkanischen Frage nervös gemacht. Nur auf diese Weise hatte die Börse von unserer beispiellosen Flüssigkeit so wenig profitieren können, bis endlich auch hier die Macht des Geldes alle Scheu überwand. Dies war schon zu beobachten, als Rußland mit seinem Entschädigungsvorschlage zugunsten Bulgariens überraschte und unsere Spekulation sogleich bereit war, einen ihr doch keineswegs verständlichen Umstand, als eine politische Stimulanz anzusehen. Kolonialwerte und Banken wurden poussiert, die Wechselstuben hatten auf Anfragen des Publikums keinerlei Kopfschütteln mehr, und jetzt ist man sogar so weit gekommen, der Erholung unseres Montan- und Industriemarktes weit voranellen zu wollen. Einige gute Erfahrungen für solche Voreiligkeit liegen ja aus ähnlichen Zeiten wohl vor, obgleich unsere Fabrikanten es jedem sagen, der es hören will, daß nur derjenige, der mitten im Geschäft steht, erkennen könne, wie schlecht es jetzt noch ist. Ebenso werden unsere Banken bald mit sehr guten Bilanzen hervortreten, aber als Hauptsache: die Dividenden dürften doch nicht übermäßig höher als vorher ausfallen. Wer das Gegenteil annimmt, muß die betreffenden Direktoren für Gemütsmenschen halten. Was hilft's? Da Diskonto-Kommandit statt 190, noch 170 standen, und Dresdner statt 155, noch 137, wollte jeder verkaufen, während heute die stärkste Kauflust besteht. Wie nachhaltig sich die Hausse fortsetzt, wird besonders aus bedeutsamen Einzelheiten ersichtbar. So erhalten Konsortialbeteiligte nunmehr oft Abrechnungen über Berliner Terrainaktien, die lange genug unanbringlich gewesen waren, für die weitere Kreise also doch endlich gewonnen wurden. Ebenso ruhig ging bis vor kurzem die Aufnahme junger Aktien vor sich, selbst so solider, wie die 10 Millionen der Leipziger Kreditanstalt. Gegenwärtig aber konnte sich der Ausverkauf vorzüglich gestalten. Was nun den angeblichen Bedarf nach Anlagepapieren betrifft, in dessen Folge sogar fremde Renten hinaufgesetzt werden, so spricht man dabei wohl mit Unrecht nur von ernsthaften Kapitalisten. Vielmehr ist ein Heer von Industriellen da, welche ihr Geld vorübergehend im Geschäft nicht verwenden können, die Depositenzinsen zu niedrig finden und somit einstweilen zu Reichsanleihe und Konsols greifen. Auch sollte man dran denken, wie eines Tages die Seehandlung kein Geld mehr ausleiht, sondern noch das Ausgeliehene als Erlös von Anleihen den Staatskassen zur Verfügung zu stellen hat. So viel ist auf unsere Abundanz hin schon gesündigt worden, daß der neuerliche Anreiz, nämlich das deutsch-französische Marokkoabkommen, zunächst den Verkehr kaum noch stärker belebte. Und dennoch scheidet durch die drei Sätze dieser „Deklaration" aus der allgemeinen Empfindlichkeit eine kaum zu übersehende Menge von Beunruhigungsmöglichkeiten aus. Denn so rasch kann doch eine gewisse Presse in Paris nun nicht mehr zu ihrer Hetzarbeit zurückkehren! Das ist wenigstens eine Art Ersatz für die überquicklichen Wirkungen, die auch für den deutschen Markt von Wien ausgehen. Der inneren Lage

Österreichs kann sich eben schließlich auch das Ausland nicht entziehen; fortwährend entstehen Schwierigkeiten, deren Folgen die Börse mit berühren. Siehe die Ablösungsvorlage der Staatsbahn, welche sich jetzt wirklich so verschleppt, wie dies in der „Neuen Revue" vor Wochen dargelegt worden ist.

* * *

Unsere junge Diplomatie ist von Adolph v. Flöckher in einem der letzten Hefte dieser Revue sehr interessant behandelt worden. Nach seinen Schilderungen des Vorbereitungsdienstes dürfen neuerdings die Attachés einige Zeit bei einer Bank, einem größeren Handelshause, bei einer Handelskammer, oder auf einer Handelsakademie verbringen. Wir fragen nun, weshalb hier ein: Dürfen und kein: Müssen angeordnet ist. Wurde doch der vorübergehende Besuch einer Handelsakademie schon vor Jahren den jüngeren Legationsräten in Berlin empfohlen, aber damals schienen diese selbst die Sache gar nicht sehr ernst zu nehmen. Vielmehr wollten es wohl die meisten nur als eine Konzession gegenüber dem Reichstage ansehen, in dessen Debatten gerade ähnliche Forderungen aufgestellt worden waren. Nun würde freilich ein Verfahren nach der Schablone nur wenig nützen, so z. B. das Arbeiten auf einer Bank. Soll ein solches Fremdelement vielleicht an den Direktoriumskonferenzen teilnehmen? Das würden sich die Direktoren verbitten. Oder sind Buchhaltung und Korrespondenz gemeint? Ein derartiger Gamaschendienst wäre nur zeitraubend und nichts weiter. Man vergißt immer, wie maschinenmäßig und unpersönlich unser Bankwesen geworden ist, während früher in einem Bankhause, das etwa in einer industriereichen Provinz ameisenartig geschäftig war, schon sehr viel gelernt werden konnte. Indessen unsere Banken? Es kam schon vor, daß Großinstitute den Sohn eines fetten Kunden als Volontär nicht gut ablehnen konnten. Alsbald ließen sie aus Furcht vor dessen Fehlern pro forma ganze Bücher einrichten, die ein solcher Ahnungsloser tagtäglich führte, ohne jemals zu erfahren, daß sie mit dem eigentlichen Geschäfte nicht das Mindeste zu tun hatten. Dagegen wäre eine Teilnahme an der Tätigkeit unserer wichtigen Handelskammern höchst unterrichtend. Noch mehr sogar das Studium unserer Handelskammerberichte! Sich diese zu verschaffen, kann unserem Auswärtigen Amte unmöglich schwer fallen. Es gäbe das zusammengebunden einen einzigen, sehr interessanten Band, der dann etwa in 100 Exemplaren an unsere Konsulate zu versenden wäre. Es dürfte kaum irgend etwas anderes eine so rasche und aktuelle Einsicht in die Handels- und Fabrikationswünsche des deutschen Volkes gewähren, als eben eine solche Lektüre. Freilich, die Hauptsache bleibt immer dabei — wer dies liest. Es müssen Menschen sein, die unseren Gesandtschaften und Konsulaten attachiert werden und niemals Gigerl, oder Nur-Millionäre.

* * *

Rußlands neueste Rolle als unerbetener Anleihepatron Bulgariens mag den Diplomaten noch so klar geworden sein, obgleich wir einmal wieder mit einer fertigen Tatsache überrascht wurden, — so läßt sich doch rechnerisch wenig damit anfangen. Die Welt hatte einen tüchtigen, und solange es Frieden bleibt, auch kreditfähigen Staat einen internationalen Eigentumsbruch begehen sehen, und für diese Wegnahme der Orientbahnen mußte Bulgarien unbedingt zahlen. Das Geld hierzu hätte es, wie hier an dieser Stelle schon vor Monaten dargelegt wurde, von seinem Hauptfinanzier der Gruppe Banque de Paris erhalten: in Form eines Vorschusses, solange die Balkankrisis ungelöst erschien, in Form einer Anleihe bei der Rückkehr zu normalen Zeiten. Unterhandlungen darüber hatten in Sofia zwischen Vertretern aus Budapest und Paris und der Regierung gleich anfangs stattgefunden. Und schließlich würden doch die Börsen die Rente eines kleineren Staates, der diesmal noch ein neues Aktivum gewann, mindestens so gerne genommen haben, wie weitere Zaren- oder Turbanwerte. In diesen regulären und vor allem auch völkerrechtlichen Gang einer im Prinzip niemals angefochtenen Entschädigung greift dann ganz unerwartet Rußland ein. Großmütig erklärt es sich bereit, Bulgarien, dessen Ehre bisher noch in seiner freien Entschließung ruhte, jene finanzielle Bürde

abzunehmen. Und zwar bekanntlich derart, daß die Türkei, der ihr Schuldner jedenfalls eine sehr große Summe sofort auskehren wollte, nunmehr zum mindesten überhaupt nichts bekommen sollte. Das nannte Herr Iswolski in Petersburg den Frieden retten. Er, der nur zu gut weiß, daß die Pforte das bulgarische Geld an eine Reihe von Banken und Eisenbahnkassen abzuführen hat, die statt dessen doch keine Russische Zession auf die alte türkische Kriegsschuld annehmen können. Die ganze Brutalität der russischen Finanzgebarung, die weder im Krieg noch im Frieden jemals Rücksicht auf den europäischen Kapitalsmarkt nahm, zeigt sich auch in diesem Fall. Freilich scheinen England, Frankreich und Italien dabei den russischen Vorschlag zu unterstützen, allein wer anders, als der Eingeweihte kennt hierfür die geheimen Ursachen? Es ist demnach so weit gekommen, daß die in Konstantinopel vertretenen Bankinteressen ihren rein geschäftlichen Standpunkt einstweilen wohl aufgeben müssen. Die betreffenden Kabinette wünschen das, und sogar die Deutsche Gruppe, die doch nicht nach der Pfeife von Paris und London zu tanzen braucht, dürfte sich der Banque Ottomane dabei kaum entgegenstellen. Die Spaltung zwischen jenen beiden Banken wird aber fortbestehen.

* * *

Abwehr oder Gewinnsucht? Zwischen solchen beiden Begründungen sieht man gegenwärtig Viele schwanken, die von der Neuausgabe der 6% Vorzugsanteile der Deutschen Südafrikagesellschaft Kenntnis zu nehmen haben. Der Umsatz in Kolonialwerten ist bei uns noch fortwährend gestiegen und hartnäckige Optimisten wollen z. B. Otaviaktien bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der bisherigen Hausse auch noch 40 Mark höher sehen. Inmitten einer solchen Hurrastimmung ist es wohl möglich, daß die Großaktionäre die hohen Kurse zum Verkaufen benutzen, also durch jene Emission von Vorzugsanteilen lediglich die Majorität in der Hand behalten wollen. Da man jedoch so etwas nicht sagt, sondern tut, so wird von einer notwendigen Abwehraktion gegen nichtdeutsche, soll wohl heißen: englische Aktionäre, gesprochen, denen der Weg zu einer Majorisierung der Gesellschaft nunmehr dauernd verlegt werden soll. Als ob nicht gegen fremde Elemente Statuten geschaffen werden könnten, die in allen Punkten dem deutschen Charakter der Südwestafrika-Compagnie hinreichend Schutz gewährten. Es gibt noch Juristen in Berlin und — Justizräte!

Das deutsch-französische Marokko-Abkommen.

Von **Adolph von Flöckher.**

Die endgültige Verständigung in der Marokkofrage, die ich hier im ersten Januarheft als unaufschiebbar bezeichnet hatte, ist jetzt in dem damals von mir skizzierten Rahmen erfolgt. Man darf wohl annehmen, daß **auf beiden Seiten** seit längerer Zeit der Wunsch nach einem derartigen Ausgleich gehegt worden ist, um die Reibungen in Marokko, die einem freundlichen Verhältnis der beiden Völker im Wege standen, zu beseitigen und guten Beziehungen die Wege zu ebnen. Das Abkommen bewegt sich innerhalb der bestehenden Verträge, insbesondere der Algeciras-Akte. Zu dieser haben sich beide Nationen gewissermaßen nochmals feierlich bekannt. Ausdrücklich werden die Integrität und die Unabhängigkeit Marokkos, sowie die Politik der offenen Tür und der Gleichberechtigung für den Handel erneut festgelegt.

Solange zwischen beiden Regierungen Reibungen und Mißtrauen bestanden, haben sich natürlich auch die Handelsinteressenten beider Länder gescheut, sich gemeinsam wirtschaftlichen Aufgaben in Marokko zu widmen. Nachdem jetzt durch die offene Aussprache zwischen den Regierungen freie Bahn geschaffen ist, wird hoffentlich darin eine gründliche Wendung zum Bessern eintreten. Sehr erfreuliche Anfänge in dieser Beziehung sind bereits zu verzeichnen. Die einfache Tatsache, daß schon in der letzten Woche eine ruhigere Atmosphäre zwischen Frankreich und Deutschland sich entwickelte, hat es ermöglicht, daß in Paris aussichtsvolle Verhandlungen über Gründung eines internationalen Minensyndikats

mit starker französischer und deutscher Beteiligung haben stattfinden können und daß sich in Tanger ebenfalls zwei internationale Gruppen gebildet haben, von denen die eine den Ausbau der Stadt Tanger verfolgt, während die andere sich allgemeinen wirtschaftlichen Aufgaben widmen will. An der letzten sind von 26 fremden Firmen in Tanger 23 beteiligt, darunter auch alle wichtigen deutschen Firmen, und zum Präsidenten ist ein Franzose, zum Vizepräsidenten ein Deutscher gewählt worden. Das beweist, daß gute Hoffnungen bestehen, deutsches und französisches Kapital gemeinsam bei der Erschließung des Landes arbeiten zu lassen. Beide Regierungen erklären, daß sie bestrebt sein werden, ihre Staatsangehörigen an allen Geschäften gemeinsam zu beteiligen, deren Ausführung diesen übertragen werden sollte, so daß also an Unternehmungen, die bei der Verdingung französischen Interessenten zufallen, auch Deutsche beteiligt werden und umgekehrt.

Deutschland hat es von jeher als sein Endziel in Marokko angesehen, seinen Handel, der dank der Unternehmungslust und dem Fleiße unserer Kaufleute sich verhältnismäßig kräftig entwickelt hat, zu erhalten und zu fördern. Wenn Deutschland gewisse besondere politische Interessen Frankreichs in Marokko anerkennt, so wird dagegen schon deshalb nichts einzuwenden sein, weil ja auch die Algeciras-Akte eine solche Sondersteilung Frankreichs vorsieht. Man wird nicht vergessen dürfen, daß Frankreich als Nachbarland, das Marokko nahezu an allen Seiten umgrenzt, ein besonderes Interesse daran hat, daß in diesem Staate geordnete Zustände herrschen. Es ist also ganz natürlich, daß Deutschland den Bemühungen Frankreichs, die darauf gerichtet sind, nicht entgegenwirken will.

Ein Moment der Beunruhigung ist immer die französische Okkupation des Schaujagebiets gewesen. Die weitgehenden Befürchtungen, die darin den Beginn einer Eroberung Marokkos sehen wollten, haben sich nicht erfüllt. Die Okkupation ist auch räumlich und zeitlich begrenzt gewesen. — räumlich, da sie nur einen geringen Gebietsteil Marokkos betraf und zeitlich, da in den letzten sechs Monaten über die Hälfte der französischen Truppen zurückgezogen und die dort stationierten französischen Kriegsschiffe durch einen Beschluß des Ministerrats auf drei vermindert wurden. Alle diese Maßnahmen sprechen dafür, daß Frankreich keine weitgehenden politischen Pläne dort verfolgt.

Die Hauptsache ist und bleibt immer die Erhaltung der Entwicklungsfähigkeit Marokkos für den deutschen Handel. Dieses Ziel dürfte durch das Abkommen jedenfalls gefördert werden, denn es ist leichter etwas zu erreichen, wenn man gemeinsam vorgeht, als wenn man immer erst miteinander um jede Konzession kämpfen muß. Das Abkommen ist jedenfalls als ein Beweis des gegenseitigen Vertrauens beider Nationen in die Ehrlichkeit ihrer Absichten anzusehen und wohl geeignet, im Laufe der Zeiten auch im allgemeinen auf eine freundlichere Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen im günstigen Sinne zurückzuwirken, wenn es auch natürlich unrichtig wäre, an dieses doch immerhin rein lokale Abkommen allzu überspannte Hoffnungen zu knüpfen.

Lordmayor von Berlin.

Von Johannes W. Harnisch.

„. . . Dann trat Oberbürgermeister Kirschner an den Wagenschlag und hielt folgende Ansprache.“ Bei jedem Monarchenempfange in Berlin dürfen wir diesen Satz lesen. Und dürfen mit Stolz uns, das, wie manche behaupten: mündige deutsche Volk, in der Person des Oberbürgermeisters vertreten fühlen. Das Bild ist auch erhebend. Auf dem Pariser Platz harren die offiziellen Vertreter Berlins des feierlichen Augenblicks, wo sie sich huldigend dem Galakutschenschlage nahen dürfen. Neuerdings dürfen sie sich sogar im Tribünenpavillon aufhalten und sind, der Sitte zivilisierter Menschen folgend, nicht im Frack, sondern im Gehrock. In den siebziger Jahren schon spöttelte Chlodwig Hohenlohe darüber, daß man am Berliner Hofe den Frack auch als Vormittagstoilette wähle. Im Jahre des Heils 1909 sind wir immerhin schon

so weit, daß sich auch die würdigen Väter der Stadt, freilich nicht ohne Anstoß vom Schlosse her, vom ehrerbietigsten Respekt nicht mehr hindern lassen, sich gesittet anzuziehen. Und offenbar werden sie sich im Pelz mit dem Gehrock darunter besser machen als im Frack, unter dem sich doppelte Wollwäsche um die würdigen Formen schmiegt. Ein Fortschritt also. Nur, weiß Gott, kein überwältigender.

Also im Pelz, unter dem die goldene Amtskette ein wenig hervorblitzt, stehen sie und warten. Lauter ältere Herren. Auch der, der sonst von Haarkräuslerkünsten wenig hält, lief heute wohl zum Friseur. Der Zylinder wirft spiegelnden Glanz. Am Tuch zeigt sich kein Stäubchen. Schauen recht würdig und stattlich drein, so weit. Da kommt die Unruhe, die dem großen Ereignis voraufläuft. Und auf einmal jäh ein ander Bild. Die eben noch so stattlich-selbstbewußt Plaudernden — den Anblick gewährten sie von fern; wer näher stand, mochte in den Gesichtern vielleicht anderes lesen — sie scharen sich, ängstlich Positur nehmend, im Halbkreis um einen aus ihrer Mitte. Der steht, und sein Wesen verrät Befangenheit. Schutzleute zu Pferde, Kavallerie. Dann ein offener Prunkwagen, vier stattlich aufgezäumte Gäule, davor zwei glänzend Uniformierte und Besternte darin. Der Wagen hält. Und die würdigen Herren von vorhin stehen in tiefem Bückling am Kutschenschlage. Ein unangenehmes Bild.

Sitzt einer im Wagen, und jemand tritt an den Kutschenschlag mit tiefem Diener heran, so wird das immer etwas Unterwürfiges haben. Das liegt in der Situation. Der im Wagen mag noch so höflich Kopf und Oberkörper neigen, noch so liebenswürdig lächeln. Der am Schlage könnte noch so viel Würde besitzen. Es würde nichts helfen. Das Bild der Unterwürfigkeit bliebe. Wenn der eine sitzen bleibt, während der andere sich ehrfurchtvollst neigt, wird das immer das Bild von Herr und Diener geben. Zumal, wenn sein Sitz ein paar Fuß über der Erde ist. Ist der sich Neigende ein Graukopf, wirkt es desto unangenehmer. Und daß der Begrüßte aus dem Wagen stiege, verbietet sich. Das Heraus- und Wiederhineinklettern würde seiner Würde Abbruch tun. Und komisch wirkte es, wenn er im Wagen aufrecht stände. Die Situation muß schon genommen werden, wie sie ist. Bessern läßt sich an ihr nichts. Man muß sich in den Gedanken finden, daß der einzige Vertreter des deutschen Volkes, der einem fremden Monarchen bei seinem offiziellen Besuche offiziell begrüßt, ihm wie der Oberste einer Dienerschar entgegentritt, dem verstattet wurde, sich dem Wohlwollen des Gastes seines Herrn zu empfehlen. Oder: Man muß überhaupt mit dem Brauche der Begrüßung am Brandenburger Tor brechen. Der Empfang im Rathaus muß genügen.

Ein ander Bild. Vor mir liegt eine illustrierte Zeitschrift mit Bildern vom Besuche des Königs von Schweden in London. Keiner wird den Engländern absprechen wollen, daß sie die Kunst meistern, aufmerksame Wirte zu sein. Darüber sind wir wohl einig. Eins der Bilder zeigt den König von Schweden als Gast der Stadt London. Ein Saal in der Guildhall. Am Würdenplatze drei erhöhte Sessel; man würde Throne sagen, wenn der Name nicht den Herrscher als Eigner voraussetzte; der Form nach sind sie's. Auf dem mittleren, dem höchsten und würdigsten, sitzt in feierlicher Amtstracht der Lordmayor von London; auf dem niederen zu seiner Rechten die Königin, auf dem niederen zu seiner Linken der König von Schweden. Dies das Bild. Und ich entsinne mich, daß die Stadt London dem fremden Königspaare ein Bankett gab. Der Lordmayor führte die Königin zur Tafel; der König führte dessen Gattin . . . .

Die beiden Bilder halte man einander gegenüber: die Katzbuckelei am Brandenburger Tore und die würdevolle Gastlichkeit in der Guildhall. Ein Kommentar sollte überflüssig sein. Ist's aber wohl kaum. Darum kurz noch einige Worte.

Andere Völker, andere Sitten; gewiß. Nur trennt uns von den Engländern kein so gewaltiger Unterschied. Warum sollte bei uns Arroganz und Überheblichkeit sein, was beim Engländer ruhig bewußte Würde ist? Nichts Lächerlicheres und zugleich Würdeloseres als die Taktlosigkeiten des Unentwegten, der einem Fürsten gegenübersteht. (Auch Würdeloseres: um sich gegenüber dem überwältigenden Eindrucke einigermaßen zu behaupten, gibt er sich ja taktlos.) Nur gibt's, London zeigt's jedem, zwischen taktloser Ungeschliffenheit und Bedientenmanier noch ein Drittes. „Nie hat

ein Sklavenjoch meinen starken Hals gebogen.“ Der Engländer darf es von sich rühmen. Wir? Schlimmer ist, daß jahrhundertelang Not und Elend uns lehrten, jedem Mächtigen gegenüber Sklave zu sein. Seit der dreißigjährige Krieg den Wohlstand der Städte endgültig zertrat, und die Zollern hinterher brachen, was an selbstbewußtem Bürgersinn irgendwo noch aufrecht stand, war's jämmerlich genug. Friedrich Wilhelm I., der mit dem Rohrstocke Torschreiber und Stadthäupter zur Pflicht mahnte, ist gewiß eine kernige Gestalt. Sind's die Stadthäupter, die er prügelte, darum auch? Oder sind's die Berliner Bürger, die 1806 Napoleons Einzug umjubelten?

Wir sollten heute weiter sein. Das Geld klingt schon lange, zu reichlich fast, in unserm Kasten. Und die Rechte, die der Engländer seit Jahrhunderten am Staate übt, die üben wir nun doch schon sechzig Jahre lang. Aber darum haben wir immer noch nicht an Würde irgend gewonnen. Schon, daß solche Fragen wie der Brandenburger-Tor-Empfang überhaupt diskutiert werden müssen, zeigt das. Und was für Empfangsreden dabei gehalten werden, ohne daß irgend etwas von Empörung in der Öffentlichkeit zu merken wäre, zeigt's nicht minder.

Vielleicht lernen wir auch das noch einmal; höflich zu sein und uns nichts zu vergeben. Eine der Voraussetzungen dazu scheint mir, daß wir abgelebte Formen, die den Tatsachen nicht mehr entsprechen, in die Rumpelkammer weisen. Daß der Untertan ans Tor pilgerte, wenn sein Herrscher einen Gast empfing, war in der Ordnung. Wir sind Staatsbürger. Wenn wir niedliche und nett angezogene Ehrenjungfrauen damit beauftragen, den Gast unseres Kaisers mit höflichem Knicks und ein paar Blumen zu empfangen, wird niemand etwas dagegen haben. Junge Mädchen sind gut anzusehen und verpflichten zu nichts. Die Würdenträger der Stadt Berlin aber verpflichten zu etwas. Wenn in Untertänigkeit Ersterbende höflich sind, was ist's weiter? Wert hat aber die Höflichkeit dessen, der genau und selbstverständlich seine Würde zu wahren weiß. Zugegeben? Dann sollten wir danach handeln.

Ich weiß, womit man, nicht öffentlich, aber unter vier Augen, zu kommen pflegt: „Ja, bedenken Sie, Verehrtester, bei dem eigenartigen Naturell des Kaisers . . . . .“ Wer so von ihm spricht, schätzt ihn niedriger ein als ich. Wie? Es sollte unmöglich sein, dem Kaiser auseinanderzusetzen, daß Überlebtes in die Rumpelkammer wandern muß? Daß es seiner Würde höheren Glanz gibt, wenn die, die in ihm ihren Fürsten ehren, sich als selbstbewußte Männer zeigen — als wenn sie jedem fremden Kronenträger, der daherkommt, in lächerlich-unerfreulicher Pose sich nahen? Wenn das Bürgermeisterlein von Berlin sich ins stattliche Maß des Lordmayors zu recken lernte? Wahrhaftig nein! Es ist nicht unmöglich, dem Kaiser in allem Respekt das zu sagen. Vielleicht gehört ein kleiner Entschluß dazu. Freilich muß ich gestehen: Wenn ich Oberbürgermeister von Berlin wäre, würde für mich ein sehr großer Entschluß dazu gehören, es ihm nicht zu sagen.

Suffragettes.

Von Otto Seidl.

Man kann den englischen Wahlrechtskämpferinnen nicht den Vorwurf machen, daß sie für eine ungerechte Sache kämpfen. Die deutschen Frauenrechtlerinnen fühlen gar wohl, daß die Frage des Frauenwahlrechts der überwältigenden Mehrzahl der deutschen Frauen unbekannt oder gleichgültig ist. Die Erteilung eines Freiheitsrechts setzt aber zum allermindesten einen lebhaften Wunsch bei den zu Beglückenden voraus. Durch die Vorführung und die Vorträge der englischen „Märtyrerinnen“ soll der Wunsch nach dem Frauenwahlrecht entfacht und verbreitet werden. Dem Heldentum der Engländerinnen alle Ehre! Ich glaube gerne

‚daz diu koufwip ze Tolnstein
an der vasnaht nie baz*) gestriten.‘

Die deutschen Spießbürger beiderlei Geschlechts hegen — ohne Lust zur Nachahmung — eine un-

*) besser.

begrenzte Hochachtung vor Leuten, die sich der Polizei gegenüber frech zu sein trauen. Aber der Gedanke an die suffragettes muß in Deutschland die Begeisterung für Frauenwahlrecht ähnlich dämpfen, wie sozialdemokratische Straßenkundgebungen den Eifer des Freisinns im preußischen Wahlrechtskampf. Schweiß und Staub des Straßenkampfs sind eine Schminke, auf welche die deutschen Frauenrechtlerinnen wohl lieber verzichten werden. Denn wir jungen Deutschen halten es noch immer allzusehr mit dem alten Herrn Wolfram von Eschenbach:

‚Swâ harnasrâmec*) wirt ein wip,
diu hât ir rehtes vergezzen.‘

Berufsfreudige.

Von v. S.

Gibt es denn solche noch? Leute, die ihr Beruf nicht nur sättigt, sondern auch voll befriedigt? Gleichviel, ob sie ihn selbst erwählt oder ob die Lebensverhältnisse ihn vorschrieben. Leute, die sich vor dem inneren Spiegel gestehn: sie befänden sich für ihr Können und Vermögen im richtigen Fahrwasser. Nochmals vor die Wahl gestellt, würden sie abermals das werden, was sie sind?

Übertönen nicht vielmehr allerorts klagende Stimmen die Brandung des Alltagsseins, als hätte fast jeder seinen Beruf verfehlt?

Der Arzt, daß er nicht Rechtskundiger geworden, der Beamte nicht Offizier, der Offizier nicht Techniker, der freie Künstler nicht Kaufmann usw.

Und je breitere Schichten der Drang nach Wissen und Lernen ergreift, desto größer wird die Schar der Enttäuschten, desto gelichteter das Häuflein der Berufsfreudigen.

Diese bedenkliche Zunahme der Berufsunzufriedenheit rührt zum Teil daher, daß die Grundlage der Bildung allzusehr in Gegensatz zur Spezialisierungstendenz der modernen Praxis steht. Mit generellem Wissen angepfropft, übermäßig von Disziplinen und Stoffen, die nur zur Entwicklung der Lernfähigkeit dienen, in Anspruch genommen, tappt der Wählende wie ein Blinder in einen Beruf hinein, den er nicht annähernd kennt. Das Prinzip der gleichartigen Vorbildung für alle Fächer wird viel zu lange hochgehalten. Bis zu einer Studienstufe, einem Lebensalter, das keine Zeit mehr zur Prüfung des zu wählenden Berufes bietet. Da heißt es rasch zugreifen oder zurückbleiben, wenn nicht gar verzichten. Wie weit voraus ist doch der jugendliche Schmied seines Glückes drüben in Amerika. In einem Alter, wo bei uns der künftige Praktiker noch mit Cicero und Plato ringt, praktiziert der jugendliche Amerikaner schon in einem Beruf, sammelt schon selbst Erfahrungen und vor allem Kriterien dafür, ob er für dieses Fach passe oder nicht.

Dann tritt noch unsere rückständige Erschwerung des Wechsels im Beruf hinzu. Gewohnheit, Gesetz, Tradition, Schwerfälligkeit stellen sich entgegen. Friß, Vogel, oder stirb. Man braucht nicht an das berufliche Umsatteln zu denken, das die Not diktiert, an den Versicherungsagenten, der aus dem Leutnant wird, sondern an die tiefernste Erkenntnis, die sich nach kurzer Praxis einstellt und einem sagt: das ist das Fach nicht, in dem ich etwas leisten kann.

So wird denn eine übergroße Menge von öffentlicher und privater Arbeit von Berufsunfreudigen versehen.

Und wie wenig geschieht vom Staate, um das Interesse am Beruf, die Berufsfreudigkeit zu wecken oder zu fördern.

Wie denn auch — wenn jene, denen diese dankbare Aufgabe obliegen würde, zumeist selbst Unbefriedigte sind!

Vielleicht ist die Frage nicht ohne Zusammenhang mit andern großen sozialen Problemen zu lösen. Aber die Folgen, verpfuschte Existenzen und verpfuschte Leistungen, wären sicher zu lindern, durch Rücksichtnahme auf das Moment der wichtigen Berufsfreudigkeit, in den Studienplänen unserer Erziehung und in der Erleichterung der Korrektur einer verfehlten Berufswahl.

---

*) Wenn harnisch-schmutzig.

Apologie des Geldvermittlers.

Von Dr. Leon Zeitlin.

„Können Sie mir vielleicht auf kurze Zeit ....? Diese Frage macht dich zu einem „Einsamen". Um dich wird's leer, und aus sicherer Ferne bombardiert man dich mit tausend Gründen und jeder vernichtet eine Hoffnung. Wie Meister Anton (Gott hab ihn selig) verstehst du deine Zeit nicht mehr. Daß weiß doch jeder, daß wir im Zeitalter des Kredits leben. Dem Manne der nationalökonomischen Wissenschaft aber, der mich mit verzeihender Nachsicht über meine Unkenntnis aufklären und mir den Unterschied zwischen produktivem und konsumtivem Kredit auseinandersetzen will, erwidre ich verstockt: „Also es ist verdienstlich, sich Geld zu leihen, um all die guten Dinge, wie Sekt, Automobile, schöne Möbel, kostbare Stoffe usw. zu fabrizieren, oder um mit Juwelen, Delikatessen, Kunstgegenständen und so weiter zu handeln, aber es soll verwerflich sein, sich Geld zu leihen, um sich all diese guten Dinge anzuschaffen!" Daraufhin werde ich keiner Antwort mehr gewürdigt und bin deshalb genötigt, im Selbstgespräch weiter fortzufahren.

Allerdings muß man zugeben, daß das Kreditnehmen zu produktiven Zwecken nicht als eine edle ökonomische Tat an sich gilt, sondern nur, weil in diesem Falle das Vertrauen des Kreditgebers, seine gegenwärtige Leistung durch eine zukünftige des Kreditnehmers belohnt zu sehen, weniger oft getäuscht zu werden pflegt. Wer aber einen Pump aufnimmt, um zunächst mal leicht zu leben und nicht schwer zu arbeiten, darf nicht erwarten, daß ein am Golde Hängender es freudig hergibt, denn ihn plagen Zweifel, ob es je wieder zu ihm zurückkehren wird. Diese Erkenntnis ist wichtig, denn sie räumt gründlich mit der Annahme auf, daß der wirtschaftliche Zweck die leihweise Hergabe von Geldmitteln heiligt. Den Geldgebern kommt es nur auf die Sicherheit an, die Sozialethiker aber sollten hieraus nicht voreilig Schlüsse ziehen. Kreditgeben und -nehmen zu sogen. produktiven Zwecken ist nicht unbedingt seliger als zu konsumtiven. Wer ohne die gehörige Eignung zu einem, sei es auch dem volkswirtschaftlich nützlichsten Unternehmen, Kredit in Anspruch nimmt, ist entschieden leichtsinniger als jemand, der einige Zeit auf Borg lebt, weil er von einer gewissen Höhe der Lebenshaltung nicht herabsteigen darf, ohne Gefahr zu laufen, sein Patent als „nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft" zu verlieren.

Anbei eine Binsenwahrheit: Das Werturteil, das irgendein Begriff in uns auslöst, übertragen wir auf alle Individuen, an die wir bei diesem Begriff denken: „Kredit in Anspruch nehmen", das klingt gut — also sprechen wir mit einer gewissen Hochachtung von jenen, die es tun, nicht minder als von jenen, die dabei freundliche Helfer sind. Dem Ausdrucke „Schulden machen" haftet eine etwas anrüchige Bedeutung an — also rümpfen wir die Nase über die Schuldenmacher, aber auch über die Geldverleiher, die Geldvermittler. Allein wenn sich von vornherein noch gar nichts darüber sagen läßt, ob das produktive „Kredit in Anspruch nehmen" höher zu schätzen ist als das rein konsumtive „Schuldenmachen", dann stimmt es natürlich auch nicht, wenn man Geldverleiher, Geldvermittler = Wucherer setzt. Sobald einmal Zweifel laut werden, ob die Konsumtion wirklich nichts anderes ist als eine lästige oder gar schädliche Begleiterscheinung der Produktion, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß man nicht mehr lange darauf zu warten hat, bis sich Stimmen zur Rechtfertigung bisher verachteter konsumentenfreundlicher Funktionäre erheben.

Denen, die zu hören verstehen, tönt eine solche Stimme aus der kleinen originellen Schrift ans Ohr, die den verheißungsvollen Titel führt: „Aus der Feder eines langjährigen Geldvermittlers", als Privatdruck erschienen und mir von ungefähr ins Haus geflogen ist. Der Verfasser klagt: Die Gesellschaft kennt nur drei Kategorien von Leuten, die sich mit Geldgeschäften abgeben: Solche, die sich für sogen. Auskünfte und Bemühungen zahlen lassen, aber selbst nicht das geringste tun; solche, die dem Geldsuchenden vorschwindeln, sie hätten Geldgeber an der Hand, sich die betreffenden Wechsel aushändigen lassen und dann die Sache als erledigt betrachten. Die Wechsel werden später über Holland oder England eingeklagt. Der Darlehnssucher erhält keinen

Pfennig Geld und muß obendrein den Wechsel noch einlösen. Endlich solche, die richtige Wuchergeschäfte treiben. Bar Geld wird wenig gegeben, dafür aber um so mehr Zigarren, Wein, Korsetts usw. Daß es jedoch auch leistungsfähige Geldvermittler gibt, davon scheint man nichts zu wissen. Nun, die Sache des reellen und leistungsfähigen Geldvermittlers wird in diesem kleinen Manifest mit Mut und Geschick geführt. Ein freimütiger Mann spricht da über ein Thema, von dem zu reden sonst Verlegenheit ist. Geld zu vermitteln — so resümiert er — ist eine Kunst und zwar keine leichte, denn Geldgeber und Darlehnssucher machen es dem Vermittler verdammt schwer, seine Aufgabe zu erfüllen. Wo finden sich Geld besitzende Menschen, die zur Hergabe eines Darlehns ohne Faustpfand bereit sind; wie vermag sich ein Darlehnssucher als wirklich vertrauenswürdig zu legitimieren? Unser „langjähriger Geldvermittler" ist gewiß kein wissenschaftlich gebildeter Nationalökonom, allein er hat ganz richtig erkannt, daß für den Begriff: Kredit das subjektive Vertrauensmoment das entscheidende ist. Für die Praxis seines Geschäftes heißt das: Leute, denen er vertraut, an Leute zu bringen, die ihm vertrauen; eine saure Arbeit, die ihres Lohnes wohl wert ist, wenn sie — gelingt. Aber den würde man ihm schließlich nicht neiden, wenn man nur darüber hinwegkäme, daß das Gros der Geldbedürftigen sich aus „Leichtsinnigen" rekrutiert, von denen jeder das höchste Gesetz unserer wirtschaftlichen Moral verletzt: Deine Ausgaben sollen sich nach deinen Einnahmen richten! Doch wenn man nur durch Ausgeben zu Einnahmen gelangen kann? Oder selbst wenn man sich zur Anschauung zu bekennen wagt, daß das Leben nach Stunden, nicht nach Jahren zählt, und daß es sich lohnt, für solche Stunden die höchsten Preise zu zahlen (was nicht falsch gedeutet werden darf). .... Der Geldvermittler kann uns zu Lebenswerten verhelfen, und drum hat er eigentlich auch ein Recht darauf, individuell beurteilt und nicht nur verurteilt zu werden, denn es ist doch nicht seine Schuld, daß es meist Lebenswerte von zweifelhafter Güte sind, für die man seine Hilfe in Anspruch nimmt.

Bemerkungen zur praktischen Arbeit des Deutschen Bundes für Mutterschutz.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im Januarheft der „Neuen Generation" klagt Ruth Bré darüber, daß es dem Bund trotz aller Bemühungen nicht möglich war, ein Mädchen von außerhalb, das in Geburtswehen hilfesuchend zu ihm kam, unterzubringen, weder im Krankenhaus Charlottenburg, noch im Krankenhaus Westend, so daß die Entbindung schließlich auf einer Unfallstation erfolgen mußte.

Bei aller Hochschätzung, die dem Wirken des Bundes entgegengebracht werden muß, läßt es sich doch schwer umgehen, bei diesem Anlaß auf Mißstände aufmerksam zu machen, die mit den vorhandenen Mitteln und dem verfügbaren Material zu beheben wären.

Die praktische Tätigkeit des Bundes, der bereits auf eine vierjährige Wirksamkeit zurückblicken kann, besteht in erster Linie darin, hilfesuchenden Müttern mit Rat und Tat beizustehen, ein geeignetes Unterkommen zur Entbindung zu verschaffen, nach der Entbindung für ihr weiteres Fortkommen (durch Arbeitsnachweis) und für eine geeignete Unterbringung des Kindes zu sorgen. Er sucht ferner unglückliche, verlassene Mütter durch Zuspruch aufzurichten, Verstoßene mit ihren Angehörigen wieder auszusöhnen, Väter zur Deckung der Kosten heranzuziehen, er leitet auch eine ev. notwendige Alimentationsklage ein. Wahrlich eine große Aufgabe, die viel selbstlose Arbeit, Herzenstakt und Feingefühl erfordert. Die Leitung all dieser Arbeiten liegt in den Händen einer älteren, liebenswürdigen, gebildeten Dame, die es ausgezeichnet versteht, mit den hilfesuchenden Müttern zu verkehren, ihnen Trost zu spenden, auf ihre Wünsche und Bedürfnisse einzugehen. Aber leider fehlt ihr die umfassende Kenntnis der einschlägigen Gesetze, der diesbezüglichen Polizeiverordnungen, der Aufnahmebedingungen und Kostensätze aller in Frage kommenden Krankenhäuser, Entbindungsanstalten, Säuglingsheime, Waisenhäuser usw., sowie der Bedingungen der Waisen- und Armenpflege. Es fehlt ihr die Anlage für das Praktische, die ihr in jedem einzelnen Fall ermöglichte, ohne Verzug

das Richtige zu treffen. Hier müßte der Bund seine ganzen Kräfte einsetzen und erst eine Unterlage organisieren, auf der sich glatt weiterbauen läßt. Vor allem müßte er mit allen staatlichen, städtischen und privaten Anstalten Vereinbarungen anstreben, die seinen Schützlingen, oder wenigstens den Bedürftigen unter ihnen, Vergünstigungen ermöglichen. (Ich habe mir erzählen lassen, daß der Vorstand des neuen Säuglingsheims in Westend einen Vertrag mit dem Charlottenburger Krankenhaus geschlossen hat, nach dem letzteres bereit ist, alljährlich eine gewisse Anzahl werdender Mütter, die ihm von dem genannten Säuglingsheim kurz vor der Entbindung zugeführt werden, unentgeltlich zu entbinden. Man kann daraus ersehen, daß auch solche Anstalten Entgegenkommen zeigen, wenn es gilt, einem ernsten Bedürfnis nachzugehen.) Ferner müßte der Bund mit einigen Anstalten, die nahe seinem Bureau liegen, Verträge schließen, die es ihm ermöglichen, alle diejenigen unterzubringen, die in höchster Not seine Hilfe suchen und für die ein Transport nach einer entfernter liegenden Anstalt nicht mehr möglich erscheint. Auch in Säuglingsheimen, Kinderasylen, Waisenhäusern und ähnlichen Anstalten könnte sich der Bund gewiß noch mehr Vorrechte sichern, wenn er seine Kräfte und seine Beziehungen gut ausnutzen würde. Sind diese Unterlagen geschaffen, dann gebe der Bund der oben erwähnten Leiterin des Bureaus eine kaufmännisch oder verwaltungsmäßig vorgebildete Persönlichkeit zur Seite, die befähigt ist, im inneren Betrieb eine straffe Ordnung zu schaffen und in der praktischen Arbeit nach außen hin, im Verein mit der vorerwähnten Dame, die Interessen des Bundes und seiner Hilfesuchenden sachlich zu vertreten.

Solange er diese straffe Organisation nicht schafft, kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er seine Kraft unzweckmäßig zersplittert, denn alle Statistiken, Bücher und Broschüren dürfen in seiner Arbeit gegen Not und Kummer immer doch nur einen entsprechenden Teil der Tätigkeit und der Mittel in Anspruch nehmen. Selbst die Gründung eines eigenen, kleinen, bescheidenen Mutterheims kann das nicht ins Gleichgewicht bringen.

Zehlendorf. Frau Anna Baader.

Flauberts Freundschaft.*)

Von Erich Oesterheld.

Heinrich Mann schrieb eine feingeschliffene, geistreiche Studie über die Freundschaft George Sands mit Gustave Flaubert. Von Musset über Chopin zu Flaubert führte sie geistiger Johannestrieb, späte Liebe zum Geist. Erst nachdem sie sich ausgegeben, kommt sie zu Eingebungen. Nachdem sie als Geliebte die Mutter ihrer Anbeter gewesen, wird sie hier ganz Mutter: Literaturmutter. Nachdem sie sich denen gab, die ihr glichen, wirbt sie in geistiger Brunst um den, der eine fremde, hart in sich verschlossene Welt herumtrug und ihr so fern stand, wie die Literatur, die er schuf. Zwei ferne Pole, die das magnetische Gegensatzbewußtsein anzieht. Sie schreibt ihre Romane im Bett, noch heiß von „blutschänderischen" Umarmungen, er trägt einen Roman fünf Jahre mit sich herum. Die Verhältnisse Sands sind unsympathisch, weil sie, sensuell lüstern, nach geistigem Raub ausgeht; ihre Freundschaft mit Flaubert aber adelt die Größe des „entrüsteten Romantikers". Manns Studie wirft feine psychologische Schlaglichter auf ihre Entwicklung und Vollendung. Er spürt in halb Gedachtem und tief Empfundenem alle Nuancierungen ihrer Gegensätzlichkeit auf und stellt ihre Bourgeoisnatur seinem Künstlertemperament gegenüber, die sich abstoßend anziehen. Alle Inspirationen, die sie ihm gab, die aber leider zu spät kamen, um ihn zu beeinflussen, liegen in Manns analytischem Urteil offen und klar vor uns.

*) Heinrich Mann, Eine Freundschaft. E. W. Bonsels, München.

Deutsche Wiedergeburt.

Von Emil Faktor.

Unter dem kreißenden Titel nationaler Wiedergeburt beginnen im Th. Schröterschen Verlage (Zürich und Leipzig) Broschüren zu erscheinen. Ernst Wachler zeichnet als Herausgeber. Ich habe gegen derartige anspruchvolle Publikationen, die sich nichts Geringeres als die Aufpäppelung der

Kultur vornehmen, ein vielleicht nicht unbegründetes Mißtrauen. Geschieht durch flüchtige Behandlung abstrakter Themen wirklich etwas Fruchtbares für die geistige Entwicklung der Nation? Und ist mir nicht jedes Buch, das sein selbständiges Gesicht hat, jedes Bild, das talentvoll gemalt ist, jede soziale Tat, selbst jede mutige öffentliche Rede nicht ein wichtigerer Beitrag zur nationalen Kultur als eine programmatische, sich jeweilig auf 30—40 Seiten abspielende Wiedergeburt? Dieses allgemeine Bedenken mochte ich nicht unterdrücken, trotzdem das erste Bändchen recht sympathisch berührt. Dr. Albrecht Wirth läßt sich über „Deutsches Volkstum" vernehmen. Es ist ein amüsanter, Jahrhunderte und Gestalten im Schnellflug umkreisender Aufsatz. Es regnet Aperçus. Der Vielwisser, der bewegliche Denker, der Forscher und Politiker Wirth hat sich die Aufgabe nicht leicht und nicht schwer gemacht. Wie soll man auch die rechte Vorstellung vom Volksleben haben? Es kann sich auch nur um Ahnungen handeln von den Geheimnissen eines komplizierten Kreislaufes. In der Hauptsache behilft sich Wirth mit einem Querschnitt durch die Literaturgeschichte vergangener Jahrhunderte. Man merkt, daß bei ihm das Interesse für die moderne Literatur weit schwächer ist als für die historischen Perioden; wo die Begriffe der Dichtkunst und Kultur beinahe kongruente Kreise ergeben. Namentlich das Porträt der deutschen Frau wird in seinen vielfältigen Formen herausgearbeitet. Dann wird manches über den Stammescharakter der Deutschen, über Stammesunterschiede gesagt, der Rassenfrage wird ein klares, wohltätig gesundes Kapitelchen gewidmet, dem großen Deutschen Bismarck schließlich ein Standbild errichtet. Alles in allem: ein angeregtes Plauderstündchen in Gesellschaft Wirths, eines der lebendigsten Geister in der jüngeren Gelehrtenwelt. Und ohne durch neue Fundamente gefestigt zu werden, hat man die Empfindung, daß der Autor nebenbei viel Geschmackvolles über die deutsche Dichtkunst hervorgesprudelt hat.

Er hat ahnungslos das zweite Bändchen der neuen Serie überflüssig gemacht, das der schwerblütige Verfasser Fr. Lienhard „Wesen und Würde der Dichtkunst" nennt. Wiederum der Versuch einer kurz gefaßten Ästhetik und durchaus kein gelungener. Ein eindruckloser Schwall von Worten mit untermischten Goethe- und Schillerzitaten. Durch blinde Voreingenommenheiten gegen Erscheinungen wie Nietzsche oder Ibsen beengt sich Lienhard seinen Horizont in beängstigender Weise. Seine Wege nach Weimar geht er mit Krebsschritten. Überhaupt Ästhetik! Es gibt für unser entwickeltes Kunstempfinden nurmehr eine ganz besondere, einzige Art der Ästhetik. Das ist jene, die mit der Psychologie des künstlerischen Schaffens zusammenfällt. Es ist klar, daß jede geistige Erscheinung ihre eigenen ästhetischen Gesetze sucht und findet. Ein hilfloser Ringer mit dem Stoff wird nie imstande sein, uns durch zusammengeklaubte ästhetische Ideale zu überzeugen, und am allerwenigsten, wenn er sich dabei rückschrittlicher Gemeinplätzigkeit befleißigt. Nirgendwo wie auf ästhetischem Gebiete hat man das bestimmte Gefühl: hier ist etwas mit Notwendigkeit gesagt worden oder es war vollständig überflüssig, daß es ausgesprochen wurde. Lienhard treibt mit Vorliebe zwecklose Ästhetik. Was soll man mit einem solchen Satze beginnen, wenn Lienhard doziert: „Sehen lernen heißt demnach: Harmonie der Sinne walten lassen und das Weltbild zusammenfassen im tendenzlosen Kristalle der lebenswarmen Seele, ... Dichten ist sehen . . Dichten ist liebend sehen . . . . Dichten ist Träume gestalten . . . Dichten ist Leidenschaft . . ." Lauter ästhetische Errungenschaften von Fr. Lienhard Und was hat dies alles mit den wahrhaft großen Gebilden der Dichtkunst, mit unserer geistigen Entwicklung, mit den Bemühungen unserer echten Talente, mit der nationalen Kultur zu tun?

Der erlöschende Halbmond.*)

Von S. v. H.

Seit zwei Monaten ist ein Buch mit türkischen Enthüllungen erschienen, das entgegen so mancher Erwartung fast in der gesamten Öffentlichkeit durch Schweigen ausgezeichnet wird. Weshalb? Der obige Titel weissagt freilich der

*) Von Alexander Ular und Enrico Jusabato. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Türkei nichts Gutes, und diejenigen, welche ganze Städte dieses Reiches wegzunehmen wünschen, hören dabei nicht auf, von Freundschafts- und Friedensgefühlen zu reden. Indessen wann haben nicht noch neben den diplomatischen Zielen der Verstellung und der Ableugnung ernste Interessen nach Erforschung der Wahrheit bestanden? Für ein so starkes Verschweigen eines so auffallenden Buches müssen also andere Gründe vorhanden sein. Der Hauptverfasser A. Ular hat sich vor noch nicht langem durch den Rassenroman: „Die gelbe Flut" ein recht bekanntes Denkmal gesetzt. In dieser Erzählung führten Phantasie und wirkliche Kenntnis einen Wettlauf aus, der nahezu imponierte, weil alle Erfindung dabei der Zukunft galt. Ganz anders jedoch in seinem neuesten: „Der erlöschende Halbmond". Hier tritt die Einbildungskraft des Autors in die unmittelbarste Gegenwart ein, und dies kann naturgemäß nicht anders als zahllose Ruhigerdenkende entweder frappieren oder verletzen, oder frappieren und verletzen. Es gibt alte, höchst objektive Kenner der orientalischen Verwicklungsgebiete, und fast jeder dieser Herren wundert sich über das reiche und intime Material, das sich Ular zu verschaffen gewußt hat. Der Pferdefuß hinkt aber nach, indem alle diese Lober durchaus nicht auf ihr selbständiges Urteil verzichten wollen, daher vorsichtig hinzufügen, daß man ihm nicht trauen könne! d. h. in den 170 verschiedenen Kapiteln seines sonst so lehrreichen Buches weiß man niemals, ob es sich um strenge Tatsachen, Übertreibungen, oder gar Ungeschehenes handelt. Wahrscheinlich ist auch direkt Falsches nirgends hinzugesetzt, nur stößt der Leser fortwährend auf realpolitische Schlußfolgerungen aus den abenteuerlichsten Ereignissen und glaubt daher lieber allen beiden nicht. Diese nahezu unheimliche Neigung Ulars für das Grelle, — unheimlich, weil er dabei vielleicht einem unwiderstehlichen Zwange weicht, — bildet sein Verhängnis.

Volle 32 Jahre türkischer Geschichte sind hier in zahlreichen knappen Abhandlungen niedergelegt. Der Beginn der Verfinsterung umfaßt u. a. Midhat Pascha, Abdul Asis, der Bruch mit Rußland. Dann folgt als Schauerroman, wie er ausdrücklich genannt wird, Murad V., Abdul Hamids erstes Auftreten und die Abtretung Bosniens an Österreich 1876. Verhältnismäßig kurz kommen die Ikone gegen den Halbmond weg, wo besonders die russischen Machenschaften so geschildert werden, als ob Dumas seinen Monte Christo noch gar nicht geschrieben hätte. Dagegen sind lange, eindringliche Schilderungen dem jetzigen Sultan gewidmet und ebenso natürlich der jungtürkischen Bewegung, die hier einfach: die Revolution genannt wird. Von dieser letzteren hält Ular sehr wenig, da das Jungtürkentum den Islam zerstören wolle, um aus der Türkei ein Kulturland zu machen, während ein solcher Nationalstaat schon die Gegnerschaft der Großmächte von vornherein besitze. Alles das wird sehr sicher vorgetragen, so daß den Fernerstehenden sogar die Ausführungen über Deutschlands Streifzüge in Konstantinopel gefallen könnten. Nur unsere Industrie und die deutschen Bankgruppen dürften es besser wissen, wenn hier gesagt wird, daß unsere Orientpolitik ursprünglich ein persönlicher Gedanke des Kaisers Wilhelm gewesen sei.

Notiz: Die beiden Bilder „Weiblicher Akt" u. „Henriette Herz" auf Seite 278 u. 279 reproduzieren wir hier mit Genehmigung des Verlags Bruno Cassirer in Berlin, der den schönen, von Herrn Dr. Makowsky verfaßten Katalog der Schadow-Ausstellung herausgegeben hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Geschäftliches:

In der Reihe der grossen kunstgewerblichen Etablissements, um welche in den letzten Jahren die sächsische Residenz bereichert worden ist, nimmt die „Raumkunst" (Dresden, Victoriastr. 5/7) eine der ersten Stellen ein. Die Unternehmung ist eine Errungenschaft unserer modernen künstlerischen und wirtschaftlichen Kultur. Sie wurde aus der Erwägung heraus gegründet, dass die Leistungsfähigkeit eines gewerblichen oder industriellen Betriebes am sichersten gewährleistet wird, wenn mit grossen Mitteln grosse Umsätze erstrebt werden. So verbanden sich drei alteingesessene Dresdner Geschäftshäuser des Innenraumsgewerbes — die Firmen Gebrüder Bernhardt, Hartmann & Ebert und G. Ritter — zu gemeinsamem Betriebe; die grosse Spesenverringerung, die durch diese Verbindung herbeigeführt werden konnte, ist der Schlüssel zu den ausserordentlichen Erfolgen, deren sich das junge, im vorigen Jahre erst gegründete Unternehmen, schon heute rühmen kann Von den kunstgewerblichen Unternehmungen im Reiche, die sich mit der Einrichtung von Wohnung und Haus befassen, ist die Dresdner „Raumkunst" gegenwärtig zweifellos eine der tonangebenden. In eigener Fabrik mit den neuesten technischen Mitteln und in eigenen Werkstätten stellt sie in anerkannt sorgfältigster Ausführung und edler künstlerischer Form, die dem modernen Geschmack eben so vornehm zu dienen sucht, wie der Nachbildung historischer Stilarten, Kunstmöbel her. Das große, eigens für sie erbaute Geschäftshaus auf der Victoriastr. 5/7 in Dresden-Altstadt enthält eine ständige Ausstellung von über 100 Zimmern, und in dieser Ausstellung findet der Besucher nicht nur komplette, bis auf den letzten Haushaltungsgegenstand durchgeführte Wohnungseinrichtungen im Preise von Mk. 2500.— an bis hinauf zu den kostbarsten, sondern auch charaktervolle Beispiele für Specialräume, z. B. Rechtsanwalts-, Aerzte- usw. Zimmer. Es ist bekanntermaßen eine der mühseligsten Aufgaben, bei Neueinrichtungen von Wohnungen und Häusern oder bei Umänderungen von solchen ein halbes Dutzend und mehr Spezialgeschäfte aufsuchen zu müssen. Die „Raumkunst" enthebt den Suchenden dieser Verpflichtung; denn sie ist dank ihrer großzügigen Organisation in der Lage, den Innenraum bis hinab auf das nichtigste Bestandteil auszustatten; sie unterhält eines der größten Dresdner Läger in orientalischen und deutschen Teppichen, sie liefert die Fenster- und Türdekorationen und auf Wunsch die Bett- und Tafelwäsche, die Haushaltungs- und Küchengeräte, kurz alles, was zu einem Raume oder zu einer Raumausstattung gehört. Wer Dresden besucht, sollte nicht versäumen, diesem wahrhaft weltstädtischen Etablissement einen Besuch abzustatten, ganz gleichgültig, ob er von Kaufabsichten geleitet wird oder nur künstlerische Anregungen gewinnen will. Ein enthusiasmierter Besucher des grossen Etablissements, Herr Dr. Manz in Berlin fasst seine Eindrücke über die Riesenunternehmung der „Raumkunst" in einem Feuilletonaufsatze der „Tägl. Rundschau" in folgende Worte zusammen:

„Wenn man sich nach stundenlanger Wanderung, die mich persönlich aus der Tischlerwerkstatt und der Mottenvertilgungs-Anlage des Kellers bis in die Zeichenateliers, Nähstuben und Tapeziererwerkstätten des 4. Geschosses führte, die grundlegenden Prinzipien dieses eigenartigen Unternehmens aus der Fülle der Einzelerscheinungen herausliest, so kommt man zu dem erfreulichen Endergebnis, daß heutzutage unser deutsches Kunstgewerbe an einem gewissen Ruhe- und Haltepunkt angelangt ist, in welchem sich zweckvolle Raumausnutzung mit geschmackvoller Formgebung vereinigen. Die Art und Weise, wie z. B. in den Zimmergruppen die dem einen Raum zugewiesene Nische für den Nebenraum die Möglichkeit eines eingebauten Wandschrankes ergibt oder wie die Belebung eines Zimmers dadurch erreicht wird, dass sich der nur bis zu einer gewissen Höhe heraufgezogenen Tapete ein hell ge-